

Vierteljahreszeitschrift
für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie,
Denkmalpflege und Stadtentwicklung



Forum Stadt



46. Jahrgang
1|2019



Aus dem Inhalt:

Marianne Rodenstein
Erinnerungspolitik auf dem
Boden der Stadt:
Frankfurt am Main

Michael Mönninger
Faszination des Devianten,
Deformierten und Hässlichen
in der Architektur der
Nachkriegsmoderne

Marc Höhmann /
Klaus Zehner
Innenstadtquartiere:
sozioökonomischer
Wandel und Schauplätze
von Konflikten

Harald Bodenschatz /
Johannes Geisenhof
In memoriam
Friedrich Mielke
(1921-2018)

Forum Stadt
Verlag



Vierteljahresschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie, Denkmalpflege und Stadtentwicklung

Herausgegeben vom »Forum Stadt – Netzwerk historischer Städte e.V.« in
Verbindung mit Harald Bodenschatz, Tilman Harlander, Johann Jessen,
Friedrich Mielke (†), Jürgen Reulecke und Jürgen Zieger

Redaktionskollegium:

Hans Schultheiß (Chefredakteur)

Prof. Dr. Dietrich Denecke, Universität Göttingen,
Geographisches Institut

Prof. Dr. Andreas Gestrich, London,
Deutsches Historisches Institut

Dr. Theresia Gürtler Berger, Luzern,
Ressort Denkmalpflege und Kulturgüterschutz

Dr. Robert Kaltenbrunner, Bonn und Berlin,
Bundesinst. für Bau-, Stadt- und Raumforschung

Prof. Dr. Hans-Rudolf Meier, Bauhaus-Universität
Weimar, Denkmalpflege und Baugeschichte

Prof. Dr. Klaus Jan Philipp, Universität Stuttgart,
Institut für Architekturgeschichte

Dr. habil. Olaf Schnur, Berlin, vhw Bundesverband
für Wohnen und Stadtentwicklung

Prof. Dr.-Ing. Barbara Schöning, Bauhaus-Universität
Weimar, Fakultät Architektur und Urbanistik

Prof. Dr. Dieter Schott, TU Darmstadt,
Institut für Geschichte

Prof. Dr.-Ing. Christina Simon-Philipp, Hochschule
für Technik Stuttgart, Fakultät Architektur

Redaktionelle Zuschriften

und Besprechungsexemplare werden an die
Redaktionsadresse erbeten:

Forum Stadt
Postfach 100355
73728 Esslingen
Email: hans.schultheiss@email.de
Website: www.forum-stadt.eu

Die Zeitschrift Forum Stadt ist zugleich Mitglieder-
zeitschrift des ca. 110 Städte umfassenden
»Forum Stadt – Netzwerk historische Städte e.V.«

Erscheinungsweise:

jährlich 4 Hefte zu je mind. 88 Seiten.

Bezugsbedingungen:

Jahresabonnement EUR 92,- Einzelheft EUR 25,-
Vorzugspreis für Studierende EUR 64,-
jeweils zzgl. Versandkosten.

Ein Abonnement gilt, falls nicht befristet bestellt,
zur Fortsetzung bis auf Widerruf. Kündigungen
des Abonnements können nur zum Ablauf eines
Jahres erfolgen und müssen bis zum 15. November
des laufenden Jahres beim Vertrieb, Verlag oder
der Redaktion eingegangen sein.

Vertrieb:

Südost Service GmbH
Am Steinfeld 4, D - 94065 Waldkirchen
Fax +49(0)8581-9605-754
E-mail: info@suedost-service.de

Verlag:

Forum Stadt Verlag (FStV)
Ecklenstraße 32, 70184 Stuttgart
E-mail: forumstadtverlag@email.de

Mit Namen gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbeding-
t die Meinung der Redaktion wieder. Redaktion und
Verlag haften nicht für unverlangt eingesandte Manu-
skripte. Die der Redaktion angebotenen Originalbeiträge
dürfen nicht gleichzeitig in anderen Publikationen veröf-
fentlicht werden. Mit der Annahme zur Veröffentlichung
überträgt der Autor dem »Forum Stadt – Netzwerk histo-
rischer Städte« e.V. und dem Verlag das ausschließliche
Verlagsrecht für die Zeit bis zum Ablauf des Urheber-
rechts. Eingeschlossen sind insbesondere auch das Recht
zur Herstellung elektronischer Versionen und zur Ein-
speicherung in Datenbanken sowie das Recht zu deren
Vervielfältigung online und offline. Alle in dieser Zeit-
schrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich ge-
schützt. Kein Teil der Zeitschrift darf außerhalb der engen
Grenzen des Urheberrechts ohne schriftliche Genehmi-
gung in irgendeiner Form reproduziert oder in eine von
Maschinen, insbesondere von Datenverarbeitungsanla-
gen verwendbare Sprache übertragen werden.

Druck: Griebisch & Rochol Druck, Hamm

© 2019 Forum Stadt e.V., Esslingen
Printed in Germany / ISSN 2192 - 8924



Bis zum 37. Jahrgang 2010 erschien die »Viertel-
jahresschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie,
Denkmalpflege und Stadtentwicklung« unter
dem Obertitel »Die alte Stadt« (ISSN 0170-9364).

Inhalt 1/2019

Abhandlungen

Michael Mönninger

Zu wahr, um schön zu sein. Über die Faszination des Devianten,
Deformierten und Hässlichen in der Architektur der Nachkriegsmoderne 3

Marianne Rodenstein

Erinnerungspolitik auf dem Boden der Stadt: Paulskirche, Goethehaus,
Neue Altstadt und das Gedächtnis des jüdischen Schicksals
in Frankfurt am Main 27

Marc Höhmann / Klaus Zehner

Innenstadtquartiere als Orte sozio-ökonomischen Wandels und
Schauplätze von Konflikten. Das Beispiel des Belgischen Viertels in Köln 47

Forum

Harald Bodenschatz / Johannes Geisenhof

In memoriam Friedrich Mielke (1921-2018)
Denkmalpfleger, Universitätsprofessor, Treppenforscher 65

Dan Teodorovici

In memoriam Sherban Cantacuzino (1924-2018)
Englischer Denkmalschützer und Architekturhistoriker 76

Autorinnen / Autoren 79

Besprechungen

VERONIKA SELBACH / KLAUS ZEHNER (Hrsg.), London – Geographie
einer Global City (*János Brenner*) 80

HARALD BODENSCHATZ / KLAUS BRAKE (Hrsg.), 100 Jahre Groß-Berlin,
Bd. 1: Wohnungsfrage und Stadtentwicklungen (*Daniela Zupan*) 83

ANETTE FREYTAG mit Fotografien von GEORG AERNI und CHRISTIAN VOGT,
Dieter Kienast: Stadt und Landschaft lesbar machen
(*Dietrich Denecke*) 88

GERRIT CONFURIUS, Architektur und Geistesgeschichte. Der intellektuelle Ort der europäischen Baukunst (<i>Robert Kaltenbrunner</i>)	91
KATIA FREY/ELIANA PEROTTI, Theoretikerinnen des Städtebaus. Texte und Projekte für die Stadt (<i>Karoline Brombach</i>)	93
EVELIEN TIMPENER, Diplomatische Strategien der Reichsstadt Augsburg. Eine Studie zur Bewältigung regionaler Konflikte im 15. Jahrhundert (<i>Immo Eberl</i>)	95

Umschlag:
Neue Altstadt und Stadthaus in Frankfurt a. M.
Foto: Marianne Rodenstein

Zu wahr, um schön zu sein **Über die Faszination des Devianten, Deformierten** **und Hässlichen in der Architektur der Nachkriegsmoderne**

Das Interesse der wissenschaftlichen Denkmalpflege am Bauerbe der 1960er und 1970er Jahre ist seit geraumer Zeit groß. Dagegen zeigt die breitere Öffentlichkeit immer noch eine skeptische bis ablehnende Haltung gegenüber dieser eminent stadt- und landschaftsprägenden Bauepoche. Doch die Historiker, Kuratoren, Konservatoren und Kritiker lassen sich von diesem diffusen Meinungsklima nicht beirren. Im Gegenteil: Ihre Bewertung der jüngeren Baugeschichte verhält sich geradezu antizyklisch zum öffentlichen Geschmacksurteil. Während das allgemeine Publikum oft noch einer naiven Vorstellung von phänomenaler Schönheit nachhängt, hat die Denkmalpflege diesen Begriff als unwissenschaftlich aussortiert und durch objektivierbare Größen wie etwa den historischen, gesellschaftlichen oder politischen Wert ersetzt. Bei der Entfernung der Schönheit sowohl aus dem System der Künste wie auch aus der Denkmalpflege handelt es sich um einen besonders markanten Fall des Zusammenpralls von Experten- und Laienkultur, der schon seit langem die gesamte Kunst- und Architekturgeschichte durchzieht. Dieser Konflikt wird in der Moderne nach 1800 besonders deutlich. Das rührt von der enormen Erweiterung der avancierten künstlerischen Ausdrucks- und Gestaltungsmittel her, die fortan auch das Deviante, Deformierte und Hässliche umfassen.

Die Erscheinungsformen des An-Ästhetischen in der Kunst in Form von mythischen Ungeheuern oder Objekten in Kuriositätenkabinetten reichen heute von der Panikmache der modernen Avantgarden über Alteritätskonzepte, Identitätspolitik und den Ruinenkult bis zum Beton-Brutalismus und zur Punk-Ästhetik. In der modernen Kunst- und Architektur gilt Schönheit nur noch als Illusion oder gar Lüge, wogegen sich das Schreckliche und Hässliche als Garant des Authentischen durchgesetzt haben.

Ich möchte deshalb der Frage nachgehen, warum in der Moderne das Kriterium der Devianz, Deformation und Hässlichkeit zum wichtigsten Indikator von Wahrheit aufgestiegen ist. Dafür beschreibe ich zunächst die Nobilitierung des Nicht-Schönen und Missgestalteten in der Medizingeschichte, in der Philosophie und Literatur bis hin zur modernen Ideologiekritik. Anschließend untersuche ich den

Wahrheitsgehalt von ausgewählten Bauwerken der Hoch- und Spätmoderne als einer Epoche, die dem Betrachter heute große elementarästhetische Rätsel aufgibt. Dann werde ich versuchen, die identifizierten Devianzphänomene in der Architektur mithilfe von Michel Foucaults Raumtheorie als Heterotopien zu verstehen, als Reste ehemaliger idealer bzw. utopischer Ordnungssysteme, die ins Extrem getrieben wurden und dadurch zu Heterotopien ausarteten. Am Ende hoffe ich, mit meinen Ausführungen dazu beizutragen, dass wir uns gemeinsam in bauplastische Gebilde einfühlen können, deren Fremdartigkeit so weit jenseits von Schönheit und Hässlichkeit liegt, dass wir ihnen den Schauer der Erhabenheit großer Katastrophen abgewinnen können.

Bei der Frage, warum in der Kunstgeschichte die klassische Trias des Wahren, Guten und Schönen zerbrach und fortan das Kriterium der Hässlichkeit zum obersten Indikator der Wahrheit aufstieg, sollen der Einfachheit halber hier zunächst nicht die großen Enzyklopädisten und Aufklärer von Diderot bis Lessing zu Wort kommen, sondern Vertreter der Medizingeschichte. So wird von dem berühmten Berliner Anatomen David von Hansemann (1858-1920) berichtet, dass er den Grund wissen wollte, warum gewisse Menschen berühmt und erfolgreich waren. Zu diesem Zweck untersuchte er die Gehirne von Wissenschaftlern und Künstlern und stellte bei den Schädeln von Helmholtz, Mommsen, Menzel, Bunsen und anderen fest, dass geistig herausragende Menschen häufig einen leichten Grad von Hydrozephalus – Wasserkopf – aufwiesen. Er folgerte daraus, dass der erhöhte Druck des Hirnwassers, der zur sichtbaren Deformation des Schädels führte, die Assoziationsnerven zu besonderer Tätigkeit anregen würde.¹

Auch große Schriftsteller von Novalis bis Thomas Mann waren zutiefst vom Zusammenhang zwischen Geist und Deformation, Genie und Leiden, von Kunst und Krankheit überzeugt. Sie kultivierten einen ausgesprochenen Krankheitsenthusiasmus, der in der Anfälligkeit und Nervosität des kranken Menschen die Quelle aller Inspiration sah. Der große Wiener Kulturphilosoph Egon Friedell baute seine voluminöse Kulturgeschichte der Neuzeit ganz auf der Idee auf, dass Kulturfortschritt und Kreativität einzig Krankheitsphänomene seien; denn nur die Organminderwertigkeit einer geschwächten Physis könne die geistigen Kompensationskräfte von Scharfsinn und Empfindsamkeit freisetzen.

1 D. von Hansemann, Über die Gehirne von Th. Mommsen, R. W. Bunsen und Ad v. Menzel, Stuttgart, 1907; vgl. auch M. Hagner, Von „moralischen Kampfplätzen“ zu „Hirntieren“. Ansichten vom Gehirn zwischen Kaiserreich und Weimarer Republik, in: Europäische Jahrhundertwende: Literatur, Künste, Wissenschaften um 1900 in grenzüberschreitender Wahrnehmung. Erstes Kolloquium, hrsg. von W. Frick/U. Mölk, Göttingen 2003 (Nachrichten der Akademie der Wissenschaften in Göttingen. Philologisch-Historische Klasse).

Hierzu führt Friedell viele Beispiele an: etwa den missgestalteten Sokrates mit seinem bulligen Boxergesicht; auch Michelangelo, der Maler und Architekt der absoluten Schönheit, soll persönlich von abstoßender Hässlichkeit gewesen sein; Lord Byron hatte eine schwere Gehbehinderung; die Philosophen Lichtenberg und Kant, die Meister der glasklaren Sprache und kerzengeraden Gedankenführung, litten beide an Wirbelsäulenverkrümmung; Gottfried Keller war ebenso zwergwüchsig wie Adolf Menzel; Schubert, der Komponist überirdischer Sphärenharmonien, besaß laut Friedell eine krummbeinige Proletarierstatur.² Und nicht zufällig war der angesehenste Astronom und Kosmologe unserer Gegenwart, der die größten Menschheitsrätsel im Universum erklärte, der schwerbehinderte Stephen Hawking.

Jüngst entwickelte der Philosoph Peter Sloterdijk in seiner lebensphilosophischen Studie „Du musst Dein Leben ändern“ sogar eine sogenannte „Krüppelanthropologie“. Danach sind Behinderte nur besonders anschauliche Beispiele für die grundsätzliche menschliche Mängelexistenz. Weil Behinderte ihr Handicap als beständigen Anreiz zu korrigierenden Exerzitien empfinden, so Sloterdijk, entwickeln sie virtuose Fähigkeiten der Körper- oder Geistesbeherrschung.³ Als Beispiel dient Sloterdijk der ohne Arme geborene Violinist Carl Herrmann Unthan, der die Geige mit den Füßen spielte und seine internationale Karriere als erfolgreicher Virtuose 1925 mit einer damals vielgelesenen Autobiographie krönte.

Seit der Romantik entfaltete sich vom Auffälligen und Andersartigen bis zum Deformierten und Hässlichen eine weitgespannte ästhetische Sensibilität, die am „Interessanten“ und den „nicht mehr schönen Künsten“ (Hans Robert Jauss) mehr Gefallen fand als am Schönen. Mittlerweile ist uns die Nobilitierung des An-Ästhetischen heute so vertraut, dass wir uns kaum mehr vorstellen können, wie lange die Abwehr des Nicht-Schönen und Missgestalteten gedauert hatte. Entweder galt das Hässliche im Sinne Platons als das Amorphe, undefinierbare und ontologische Minderwertige, also letztlich als das Nicht-Seiende. Oder es wurde im christlichen Glaubensverständnis als Folge der Erbsünde bekämpft.

Diese traditionelle Auffassung kulminierte noch einmal Mitte des 19. Jahrhunderts in der systemphilosophischen Beschäftigung des Hegel-Exegeten Karl Rosenkranz mit dem Hässlichen.⁴ Mit ungebrochener klassizistischer Grundüberzeugung enthistorisierte und ethisierte Rosenkranz den Begriff. Er rückte die Hässlichkeit in seiner empirischen Phänomenologie in den Rang dessen, was in der Biologie die

2 Vgl. E. Friedell, Kulturgeschichte der Neuzeit, Bd. 1 (1927), München 1987, S. 73.

3 P. Sloterdijk, Nur Krüppel werden überleben, in: *ders.*, Du musst Dein Leben ändern, Frankfurt a. M. 2009, S. 69-99.

4 K. Rosenkranz, Ästhetik des Hässlichen (1853), Leipzig, Reclam 1990.

Krankheit, in der Ethik das Böse, in der Rechtswissenschaft das Unrecht und in der Religionswissenschaft die Sünde ist.⁵ Rosenkranz differenzierte zudem penibel zwischen dem „Naturhäßlichen, Geisthäßlichen und Kunsthäßlichen“ und konstatierte sogar eine Rangfolge der Künste in ihrem „Verhältnis zur Möglichkeit der Hervorbringung des Häßlichen“. Dabei schrieb er der „Architektur und Musik das Minimum, der Skulptur das Mittlere, der Malerei und Poesie das Maximum“ an Hässlichkeits-Potenz zu.⁶

Weniger abwehrend argumentierte die Kunsttheorie seit Lessing mit ihrer Lehre der Affekte und Leidenschaften, die die Darstellung des Häßlichen rechtfertigte, weil sie „uns eines höheren Grades unserer Realität bewusst“ werden lässt.⁷ Vollends entwickelte dann Nietzsche seine physiologische Ästhetik, in der er das Häßliche vom Hassenswerten ableitete und ihm zugleich eine neue pathetische, d. h. wirkungsbezogene und affektauslösende Kraft beimaß. Seitdem gilt das Häßliche als Zeugnis der Lebenswahrheit und Motor der Kunstentwicklung, das die einschläfernde Statik des Schönen dynamisiert. Darauf wies zuletzt Umberto Eco hin: „Die Sensibilität der Alltagssprache bringt die Wertschätzung des Schönen in seinen Synonymen emotionslos zum Ausdruck, während das Häßliche immer eine Reaktion von Abscheu, [...] Abwehr, Schrecken und Angst beinhaltet.“⁸

Für die großen Naturalisten und Realisten seit der Mitte des 19. Jahrhunderts wird das Häßliche dann zum Prüfstein für die Erfassung der Welt in ihrer Totalität ohne Ausgrenzung, und das 20. Jahrhundert emanzipiert das Nicht-Schöne und Deformierte vollends zum wirkungsvollsten Mittel der Ausdruckssteigerung und Wahrheitsfindung in der Kunst. C. G. Jung erklärt in seinem Essay über Joyces „Ulysses“ in der „Europäischen Revue“ von 1932 das Häßliche von heute zum Vorboten großer Veränderungen von morgen.

Damit sind endgültig die ideengeschichtlichen Traditionslinien von Augustinus bis Hegel gekappt, die das Schöne als den Glanz des Wahren (*splendor veri*) bzw. als das sinnliche Scheinen der Idee begriffen. Seitdem wird Wahrheit mit schonungsloser Authentizität gleichgesetzt und durch die Negation jeder Regelästhetik des Schönen definiert. Damit haben sich neue Königswege zur Wahrheitsfindung etabliert. Dazu zählen fortan die Ideologiekritik sowie alle gesellschaftsrevolutionären Devianz-Theorien der Entfremdung, Triebunterdrückung und Naturbeherrschung –

5 Ebd., S. 5.

6 Ebd., S. 343.

7 Brief vom 18. Dezember 1756, in: Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften, hrsg. von K. Lachmann/F. Muncker, Leipzig, Bd. XVII, S. 90; zit. nach H. Dieckmann, *Das Abscheuliche und Schreckliche in der Kunsttheorie des 18. Jahrhunderts*, in: H. R. Jauß (Hrsg.), *Die nicht mehr schönen Künste*, München 1968, S. 309.

8 U. Eco, *Die Geschichte der Hässlichkeit*, München 2007, S. 19.

vom Historischen Materialismus über die Psychoanalyse und die Frankfurter Schule hin bis zur französischen Diskurstheorie.

Die Kategorie des Hässlichen bzw. Deformierten ist zu einer Art von emanzipatorischem Eigen-Doping der Ideologie- und Vernunftkritik geworden. Diese feiert Konventionsbrüche, Abweichungs-Heterotopien und Dekonstruktionen als schärfste Waffen im Kampf gegen Verdinglichung, Verblendung, Entfremdung und Herrschaft.

So ist die An-Ästhetik des Hässlichen und Missgestalteten gleichsam das Säurebad, in welchem das falsche Bewusstsein der Kulturindustrie und die Lügenhaftigkeit des schönen Scheins bis auf ihren hässlichen Wahrheitskern zersetzt werden. Damit treibt das Hässliche und Verfemte die Entzauberung der Welt voran, wie sie Max Weber, wenngleich aus einer anderen Perspektive, im Zuge der Intellektualisierung, Rationalisierung und Bürokratisierung beschrieb – als Absage an magisch-mystische Hinterwelten und Hinwendung zur intellektuellen Selbstbestimmung und technischen Berechenbarkeit moderner Gesellschaften. In der entzauberten Welt der kalkulierenden Vernunft findet die Schönheit keinen Platz mehr.

Solche Argumentationslinien erhellen zwar die Dynamik, die zur Aufwertung des Nicht-Schönen als Wahrheitskriterium in Kunst und Architektur führte. Aber sie helfen nicht weiter, wenn es konkret um die inhaltliche, bewertende Bestimmung von jeweils spezifischen Geschmacksurteilen einer Epoche oder Generation geht, die sich vom – wie Kant es nennt – normativen Anspruch subjektiver Allgemeinheit noch nicht ganz verabschiedet hat.

Schauen wir uns einmal die Urteile von Zeitgenossen über herausragende Werke ihrer eigenen Zeit oder jüngsten Vergangenheit an, so tritt häufig ein generationelles Grundmuster hervor: Nahezu jede Alterskohorte hält die Arbeiten ihrer Vorläufer für hässlich, misslungen und zerstörend. Allen voran schrieb der oberste Analytiker der Hässlichkeit genannt, Karl Rosenkranz:

„Vergangene Moden, vornehmlich die nächstvergangenen, werden daher in der Regel als häßlich oder komisch verurteilt, weil der Wechsel der Stimmungen sich nur in Gegensätzen entwickeln kann.“⁹ Rosenkranz attackierte sogar seine eigene Gegenwart – immerhin das Reich des kunstbeflissenen Preußenkönigs Friedrich Wilhelm IV. – als dekadent: „Eine oberflächlichere, genußsüchtigere, traditionellere, charakterlosere Epoche, als die momentane, hat gewiß selten existiert.“¹⁰

Dieses Urteil über die Blüte- und Spätzeit von Schinkel, Stüler, Persius, Rauch, Schadow und vielen anderen überrascht uns ebenso wie andere Verdikte von

9 K. Rosenkranz (s. A 4), S. 15.

10 A. Warda (Hrsg.), Briefwechsel zwischen Karl Rosenkranz und Varnhagen von Ense, Königsberg 1926, S. 202.

Künstlern über Kunst. 1803 beschimpfte Schinkel auf seiner Reise nach Italien in Dresden das gerade achtzig Jahre zuvor fertiggestellte Wunderwerk von Pöppelmanns Zwinger als geschmückt im „schlechtesten Stil“¹¹ – und hätte den barocken Festbau zugunsten seiner eigenen Neuplanungen wohl am liebsten abgerissen. Auch andere repräsentative Verwerfungsurteile haben in der Kunstgeschichte Furore gemacht. Das Wiener Ringstraßenpublikum verspottete die prächtige Oper von Siccardsburg und van der Nüll mit der Untergangsmetapher des „Königgrätz der Baukunst“, weil infolge einer Niveauanhebung an der neuen Wiener Ringstraße die Erdgeschoss-Arkaden der Oper zu tief im Boden versanken. Ebenso heftig geschmäht wurde das 1894 eröffnete Reichstagsgebäude von Paul Wallot in Berlin,¹² das als „Leichenwagen erster Klasse“ und als „Gipfel der Geschmacklosigkeit bezeichnet wurde.

Um die Struktur dieser Urteile zu analysieren, benötigt man freilich kein epochenspezifisches Exerzitium in Stil- und Geschmacksfragen, sondern kann sich an die schlichte Grundeinsicht von Karl Rosenkranz halten: dass nämlich vergangene Moden, vornehmlich die nächstvergangenen, als hässlich gelten, weil der Wechsel der Stimmungen sich nur in Gegensätzen entwickeln kann.

Dieser Befund klingt enttäuschend unterkomplex. Wenn sich die Wahrnehmung von Schönheit und Hässlichkeit durch bloße Stimmungswechsel zwischen Generationen erklären lässt, dann sind viele heutige Bauwerke mitsamt ihren Lehrgebäuden aus der philosophischen Ästhetik und Architekturtheorie auf Sand gebaut. Sie drohen bei jedem Generationswechsel weggespült zu werden und können von Glück sagen, wenn sie in konservatorischer Fernsicht zum Dokument denkmalpflegerischer Fürsorge aufsteigen. Unter Devianzverdacht stehen somit stets Werke der neuesten Zeitgeschichte. Dem Bannfluch als „Bausünde“ entgehen sie nur, wenn sie eine gewisse Lebensdauer erreichen. Denn gemäß Alois Riegls Denkmaltheorie führt „die Anstößigkeit, Stilwidrigkeit, Häßlichkeit eines Denkmals“, das wir „nicht ausstehen können“ nur dann nicht zu dessen Abbruch, wenn es qua Anciennität durch seinen „Alterswert“ erhaltungswürdig wird.¹³ Doch wenn die Werke noch nicht alt genug sind, dann leben sie riskant.

11 K. F. Schinkel, Reisen nach Italien. Tagebücher, Briefe, Zeichnungen, Aquarelle, Berlin 1979, S. 11.

12 Statt Anleihen bei der Palast-, Schloss- oder Domarchitektur zu nehmen oder gar kleindeutsche Regionalstile aufzugreifen, hatte Wallot, so der Kunsthistoriker Tilmann Buddensieg, einen „neuen synthetischen Reichsstil“ geschaffen: Weil ein klassizistischer Bau zu preussisch, die staufische Spätromanik zu wilhelminisch, die Kathedralgotik zu katholisch, die Backsteingotik zu protestantisch, die deutsche Renaissance zu bürgerlich und der Barock zu fürstlich gewesen wäre, habe Wallot zu einer neuen Mischung aus Antike, Renaissance und Barock gegriffen; vgl. T. Buddensieg, Berliner Labyrinth. Berlin 1999.

13 A. Riegl, Der moderne Denkmalkultus, in: G. Dehio/A. Riegl, Konservieren, nicht restaurieren. Streitschriften zur Denkmalpflege um 1900, Braunschweig 1988, S. 84.

Wenn schon das populäre Schöne, wie es die historistischen Bauten des 19. Jahrhunderts darstellen, so lange gebraucht hat, um unter Denkmalschutz gestellt zu werden, wie gefährlich leben dann Werke, die das Schreckliche und Hässliche geradezu kultivieren. Weil sie die Aggressionen und Zerstörungsenergien des Publikums mobilisieren, laufen solche Objekte große Gefahr, vernichtet zu werden, ehe sie die Chance bekommen, zu kulturellen Wertobjekten und Altersschönheiten aufzusteigen. Daher ist eine Art von ästhetischer Früherkennung nötig, um zu ermitteln, welchen Gefährdungen solche Werke ausgesetzt sind und ob bzw. wie sie geschützt werden sollen. Damit gelangen wir endlich zur Epoche der Spätmoderne in der Boomzeit der 1960er und 1970er Jahre. Hier begegnen uns Werke, die Extremformen architektonischer Devianz zeigen. Umso wichtiger ist es, mit Hilfe historischer Phantasie und rückschauender Vergegenwärtigung diese Werke als Ausdruck eines Zeit- und Raumgeistes zu entschlüsseln, dessen brutaler Wahrheitsgehalt jedes interesselose Wohlgefallen erschlägt.

1. Eine Schlagerparade der Architektur: die Stadthalle

Um nicht zu verzweifeln, sollte man sich diesen Gebilden mit Humor nähern. Wenn Architektur, wie Schelling sagt, gefrorene Musik ist, dann ist jeder Schlager, wie der Berliner Schriftsteller Max Goldt anfügt, eine geschmolzene Stadthalle.

Tatsächlich gibt es in der europäischen Nachkriegsmoderne eine auffällige Koevolution von Unterhaltungskultur und Versammlungsarchitektur. Wo Menschen und Musik dahinschmolzen, geriet auch die Architektur in Wallung. Dabei entstanden rätselhafte Kollektoren des Gemeinschaftslebens in Form begehrter Großornamente zwischen Burgenromantik und Maschinenbau. Das führte schließlich zu einem neuen Bautypus, der – neben Wendehammer und Fußgängerzone – eine der genuinen urbanistischen Neuschöpfungen des 20. Jahrhunderts wurde: die Mehrzweckhalle.

In den Wachstumsjahren nach 1960 gab es eine einzigartige Blüte von multifunktionalen Stadt-, Kongress-, Theater-, Sport- und Festhallen in West- und Ost-



Abb. 1: Stadthalle Bremen 1961-1964; Architekt: Roland Rainer; Foto: Sammlung Berthold Burkhardt.

deutschland sowie in Europa.¹⁴ In der Geschichtswissenschaft heißen die 1960er Jahre, also die Dekade zwischen Mauerbau und Jugendrevolte, auch „dynamische Zeiten“¹⁵ und stehen unter vier Leitbegriffen: Prosperität, Planung, Partizipation und Politisierung. Das heißt: Die Konsumwünsche der Deutschen stiegen enorm, die Vollbeschäftigung war erreicht, der Babyboom erreichte seinen Höhepunkt, in der Politik blühte der großtechnische Machbarkeitsglaube. Und Willy Brandts Wunsch, „mehr Demokratie“ zu wagen, machte das politische Engagement zu einer neuen Bürgerpflicht.

Weil die öffentliche Daseinsvorsorge mit Wohnungen und Infrastruktur weitgehend gesichert war, machten sich die Freizeitbedürfnisse der Menschen bemerkbar, weshalb die Städte und Gemeinden ein neues Kapitel der Kulturgeschichte aufschlugen: die Grundversorgung mit Sport, Spiel und Entspannung. Dabei hatten die deutschen Kommunen, die die Kulturhoheit der Länder auf der Gemeindeebene ausüben, eine besondere Rolle. Die zuvor getrennten bürgerlichen Baugattungen von Museum, Konzerthaus, Theater und Stadion verschmolzen unter weitgespannten Hallendächern zu Festplätzen für die ganze Familie.

Auffällig ist bis heute die Dramaturgie ihrer Formgebung: Statt mit mächtig dekorierten Schmuckportalen öffnen sich viele Hallen mit niedrigen Entrees und Foyers; dahinter steigen bunkerartig aufgebockte Hauptsäle mit grottenartig verkanteten Innenräumen in die Höhe, die der Stadt draußen nur schroff ihre Hinterteile aus Blech, Schiefer, Waschbeton oder Faserzementplatten zuwenden. Anstelle von Illusionismus und Verklärung dienen diese Bauten eher dem Verfremdungseffekt von Brechts epischem Theater mit seiner Parole „Glotzt nicht so romantisch“

Auch die DDR vollzog den Aufstieg der Stadthallen und Gemeinschaftsbauten mit. Die DDR- Kulturhäuser waren in der Nachfolge der revolutionären russischen Arbeiterclubs als „Geschenke des Sozialismus an den werktätigen Menschen“ konzipiert. Sie entstanden zunächst in Industrieregionen und danach in den Städten. Die Zentralgebäude der DDR mit Kulturaufgaben – vor allem die Paläste der Kultur und Republik in Dresden und Berlin, standen auch für den Übergang von Ulbrichts produktivitätsorientiertem „Neuem Ökonomischem System“ hin zu Honeckers konsumorientierter Sozialpolitik.

Erstaunlich ist, in welchen kulturhistorischen Dimensionen die damaligen Hallen-Architekten schwelgten. Das zeigt sich am geradezu inflationären Gebrauch

14 O. Gisbertz (Hrsg.), *Bauen für die Massenkultur. Stadt- und Kongresshallen der 1960er und 1970er Jahre*, Hamburg 2015.

15 Vgl. A. Schildt/D. Siegfried/K.Ch. Lammers, *Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften*, Hamburg 2000.

von „Agora“, „Forum“ und „Akropolis“ in fast jeder Entwurfserläuterung.¹⁶ Mit antikischer Verbrämung propagierten die Entwerfer neue Stadtplätze in Form schütter bebauter Freiflächen, die mit ihren sperrigen Solitären selbst zentrale Lagen in periphere Standorte verwandelten.

Die Mehrzweck-Gemeindehallen verkörperten geradezu emanzipatorische Hoffnungen auf den Abbau von Klassensranken durch die Massenkultur. So hätte es ohne Stadthallen als Aufführungsorte die große Samstagabendunterhaltung im Fernsehen nicht gegeben. Zudem nutzten Millionen deutscher Kriegsflüchtlinge bei der Eingliederung in ihre kalte Heimat die Stadthallen als Spielstätten ihrer Kultur- und Brauchtumsformen.

Als soziale Leistungsform haben diese Versammlungs- und Kommunikationsstätten also große Verdienste; ihre ästhetische Erscheinung dagegen bleibt skurril und rätselhaft. Nun argumentieren die Architektur- und Denkmalsexperen zum Schutz solcher Bauwerke ausgesprochen form- und materialsensibel. Sie wollen diese Gebäude ertüchtigen, indem sie ihre Originalsubstanz wiederherstellen und damit auf den Entwurfszustand zurückführen. Denn durch das ergänzende Weiterbauen, so heißt es, verlieren die Werke ihre Authentizität. Es ist verwunderlich, dass dieses Veränderungsverbot dem gegenteiligen Veränderungsgebot bei der Ertüchtigung vormoderner Bausubstanz diametral entgegensteht. Der oberste Referenzbau, Stülers Neues Museum in Berlin, das von David Chipperfield zeitgenössisch weitergebaut und extrem nüchtern ergänzt wurde, hätte niemals in seinem üppigen Entwurfszustand des 19. Jahr-



Abb. 2: Forum Leverkusen 1962-1969; Architekt: Ulrich von Altenstadt, Quelle: *Stadt Gelsenkirchen*.



Abb. 3: Europaplatz in Castrop-Rauxel 1966-1976; Architekten: Jacobsen, Dissing und Weitling; Quelle: *RuhrpottPedia*.

16 O. Gisbertz (s. A 14), S. 73 ff.

hunderts rekonstruiert werden dürfen, wie es für die Nachkriegsmoderne gefordert wird, deren Velux-Fenster durch Originalprofile von 1950 ersetzt werden sollen. Hier tritt der innere Widerspruch der Denkmalpflege zu Tage, bei diesen Hallenbauten eine Ästhetisierung des widerständigen, aus der Zeit gefallenen, entwicklungsgehemmten und längst rückständig gewordenen Charakters dieses Bautypus zu betreiben, was an der eigentlich wichtigen, nämlich soziokulturellen Bedeutung dieser Architekturschlager meilenweit vorbei geht.¹⁷

2. Das ICC in Berlin

Ebenfalls zwischen Leerstand, Totalumbau und Abriss schwebt derzeit ein besonderes Prachtexemplar aus der Spätzeit der Kommunikationsarchitektur: das Berliner Kongresszentrum ICC, das trotz langjähriger Forderungen des Berliner Landesdenkmalrates noch nicht unter Schutz gestellt wurde. Das mag daher rühren, dass diese Phase der Baugeschichte in den 1970er Jahren noch wenig erforscht ist. Aber sicherlich spielen die Sanierungskosten, die bis auf 500 Millionen Euro geschätzt werden, auch eine erhebliche Rolle bei diesem noch schwebenden Verfahren.

Zunächst soll es um die ikonographische Entschlüsselung dieses Ausnahmegebäudes gehen. Die Architektur der 1970er Jahre hat eine technologisch inspirierte Architekturästhetik hervorgebracht, die behelfsweise mit den Begriffen „Brikett-Ästhetik“ und „Hochspannungs-Architektur“ – vulgo: Elektriker-Bauten – umschrieben werden können.

Das größte und spektakulärste Leitfossil dieser Techno-Ästhetik ist das 1979 eröffnete ICC. Mit seinen rundum abgeschrägten Brikett-Ecken verkörpert es idealtypisch die damalige Industrielogik der gebauten Stapelware. Zugleich wurden die diagonalen Kanten als Widerstand gegen die Diktatur des rechten Winkels verstanden und schmückten jeden besseren Gemeinschaftsbau. Zudem ist das ICC nicht nur außen mit Metall-Efeu umwickelt wie ein Riesentrafo, sondern steckt auch innen voller Elektrik, die die totale technische Berechenbarkeit und Zentralsteuerung erlaubte: mit beweglichen Wänden, rollenden Treppen, Kunstlichthimmeln, Akustik-Verstärkern, vollverkabelten Schalensitzen und gnadenloser Totalklimatisierung. Achtzig Prozent der Geschossflächen dienen der Haustechnik und Erschließung, nur zwanzig Prozent dagegen entfallen auf die Vortragssäle

17 Dabei gibt es erfreuliche Beispiele für die Renovierung und Ertüchtigung dieser Multifunktionsgebäude. Dazu zählen die Stadthalle Chemnitz (Rudolf Weißer, 1969-1974), umgebaut von studioing (Berlin) 2011; das Haus der Kultur und Bildung in Neubrandenburg (Iris Grund, 1963-1965), umgebaut von Jäger & Jäger (Schwerin) 2008; das Staatstheater Darmstadt (Rolf Prange 1963-1972), umgebaut von Lederer, Ragnarsdóttir, Oei (Stuttgart) 2006.



Abb. 4: ICC Berlin 1971-1979; Architekten: Ralf und Ursulina Schüler-Witte;
Quelle: *Archiv Mönninger*.

und Seminarräume. Solch ein Gebäude, das bei Volllast soviel Strom wie eine Stadt mit dreißigtausend Einwohnern frisst, konnte nur in sorgloseren Zeiten erfunden werden. Es ist das Kind eines Jahrzehnts, als das deutsche Fernsehen die Zuschauer noch zur Abstimmung mit dem Lichtschalter aufrief und TV-Moderator Dietmar Schönherr („Wünsch Dir was“) beim örtlichen Kraftwerk den höchsten Stromverbrauch ablesen lies.

Auch städtebaulich entstammt das ICC jener maßlosen Ära, als der sozialliberale Verkehrsminister Georg Leber jedem Dorf einen eigenen Autobahnanschluss versprach. So haben die Architekten das ICC mit Schnellstraßen, Zubringern, Tunneln und Rampen umzingelt und im Sockel sogar eine achtspurige „Stauzone“ angelegt. Das ICC ist eine gebaute Pathosformel der technisch berechenbaren, simulierten Sinnlichkeit: Die Softline-Ästhetik der stumpfen Winkel, abgerundeten Panoramafenster und wulstigen Tropfenformen der Treppenhäuser huldigt ganz der Fummel-Manie der späten Popkultur. Und die gefühlsechte Ganzhautfassade aus Aluminium greift sogar noch von fern den erotisch glänzenden Nass-Look der wilden 1960er Jahre auf.



Abb. 5: ICC Berlin, Begrüßungsschiene; Foto: Alfred Englert.

1969 bei Planungsbeginn sollte das ICC 300 Millionen Mark kosten. Doch mit Hilfe des Bauträgers „Neue Heimat Städtebau“ verschlang es schließlich eine Milliarde. Dafür entstand ein Labyrinth von hundert Sälen und Räumen mit 20.000 Plätzen – „ein breites Spektrum menschlicher Begegnung“, wie das Berliner Architekten-Ehepaar Ralf und Ursulina Schüler-Witte damals erklärte.

Überhaupt waren die 1970er Jahre die Epoche der gebauten Begegnung und der funktionalen Ballung: Überall ersetzen wuchtige Gesamtschulen und Großkliniken die örtlichen Einrichtungen, und die Gemeindereform ließ ganze Landstriche zu künstlichen Großkreisen zusammenklumpen. Das entsprechende Architekten-Motto hieß „Gesellschaft durch Dichte“. Es hatte zuvor schon beim Bau der Trabantenstädte Pate gestanden und verkehrte beim ICC alle bewährten Grundsätze von Versammlungsorten durch schiere Übertreibung in ihr Gegenteil. Im ICC ist alles entweder zu klein oder zu groß geraten, aber nichts richtig proportioniert. Von den bedrückenden Kellerzugängen und niedrigen Foyers gelangten die Besucher unvermittelt zum Riesenverteiler der 320 Meter langen „Begrüßungsschiene“.

Weil auf dem Weg dorthin jede natürliche Orientierung verloren ging, gab es hier lange Informationstresen, hinter denen Hostessen dem verwirrten Besucher wieder den Weg wiesen. Dann konnte er auf Promenadendecks und Gängen wie in einem Schiffsbauch flanieren, ohne jemals ans Tageslicht zu kommen.

Das war bei der aufwendigen Konstruktion des ICC auch gar nicht möglich. Aus Gründen des Lärmschutzes hat es eine Doppelhülle, wie man sie sonst nur bei unsinkbaren Schwimmkörpern findet, was dem ganzen Haus eine unentrinnbare U-Boot-Atmosphäre gibt. In dieser Umwelt-Umkehrung, die das vormalige Äußere nach Innen holt, steckt ein latentes Hochsicherheitsdenken gepaart mit Fluchtinstinkten.

Hier ist ein kurzer Exkurs zur Raumtheorie des französischen Philosophen Michel Foucault angebracht. Foucault beschreibt zwei neue Kategorien von Räumen und Orten, die weitaus mehr enthalten als unsere Alltagsräume. Einerseits handelt es sich dabei um *Utopien*, also um irrealer Orte ohne Ort, die das vollkommene Ordnungsbild einer Gesellschaft abgeben, die aber in ihrer Idealität nicht verwirklicht werden können, beispielsweise das Himmlische Jerusalem oder die klassenlose Gesellschaft.

Zum anderen gibt es die realisierten Utopien, die Foucault *Heterotopien* nennt, also Fremd-Orte oder Gegen-Orte, die ebenfalls außerhalb der Alltagsorte liegen, aber trotzdem lokalisierbar sind. Heterotopien sind nicht ohne weiteres zugänglich, sondern nur über ein besonderes System von Öffnungen und Absperrungen betretbar. Sie sind realisierte Ordnungssysteme, die sich zwischen zwei extremen Polen bewegen: Sie können Raum der Imaginationen und Illusionen sein (Museum, Bibliothek oder Kino), oder sie üben rigide Disziplinierungszwänge aus (Lager, Zuchthaus, Kolonie). Die Heterotopie als realisierte Utopie ist eine gute Sache, die so weit getrieben wurde, bis eine böse Sache daraus wurde. Heterotopische Erlebnisse stellen sich ein, wenn Menschen aus dem traditionellen Raum- und Zeitgefüge herausfallen, jede Orientierung verlieren und nicht mehr wissen, ob es Tag oder Nacht ist und ob sie sich in einem Schwimmkörper oder in einem Flugobjekt befinden.

Gegenüber der schnittigen Schiffs-Ästhetik der ersten Architekturmoderne besitzt das ICC eher das Format eines Raumschiffes. Tatsächlich hat das Architektenpaar Schüler der Flug-Metaphorik an anderer Stelle überdeutlich gehuldigt. Denn parallel zum ICC entwarfen sie den vom Berliner Volksmund als „Bierpinsel“ bezeichneten Turm mit Aussichtsrestaurant in Steglitz. Er ist der Form eines Flughafentowers nachempfunden und zählt zu den wohl auffälligsten Landmarken Berlins. Der „Bierpinsel“ mit seiner überbreiten Krone auf 46 Metern Höhe war seinerzeit nach Aussagen der Architekten von der Metapher eines Baumes inspiriert. Sie wollten damit den störenden Charakter der Steglitzer Hochstraße mildern, indem sie die Überführung mit Hilfe des Turmbaus in die Stadtstruktur einzubinden versuchten.

Auffällig ist die einheitliche Gestaltung des „Bierpinsels“ vom Untergrund des U-Bahnhofes bis zur Turmspitze mit knallroten Kunststoffverkleidungen bzw. Sichtbeton-Anstrichen und den Brikett-Kanten. Hier ergibt sich schon durch den



Abb. 6: Turmrestaurant Bierpinsel in Berlin-Steglitz 1976; Architekten: Ralf und Ursulina Schüler-Witte; Quelle: *Landesarchiv Berlin*, Sign. 4 LuA C9 206.

Tageslichtanschluss und die Rundumsicht die Flughafen-Assoziation, während im gebäudetechnisch vollversorgten Innenvolumen des ICC alle Außenbezüge getilgt wurden. Es war kein Geringerer als Bundeskanzler Helmut Schmidt, der 1979 auf dem SPD-Parteitag im neueröffneten ICC darüber klagte, dass man in diesem Bau nicht wisse, ob es Tag oder Nacht sei. Mit der heroischen Moderne hat diese Kongressmaschine nichts mehr gemein. Sie symbolisiert weder die Dynamik des Schwimmens noch des Fliegens, sondern den neureichen Geist der Sozialtechnik und Totalversorgung der siebziger Jahre. Nichts sollte hier mehr dem Zufall überlassen werden, nicht einmal die Bewegungsrichtungen der Besucher, die durch leuchtende Farbleitsysteme gesteuert wurden, um Personenstaus zu vermeiden.

Auf der Suche nach einer ikonographischen Entschlüsselung der Gebäudegestalt fragte ich vor einigen Jahren den Münchener Architekten Thomas Herzog in einem Gespräch über die Nachkriegsmoderne, wie er sich die „Brikett-Ästhetik“ erkläre: „Das war eine Modeerscheinung, weil man glaubte, man könne die Härte einer rein orthogonalen Architektur durch abgeschnittene Ecken verharmlosen. Der Grundfehler war immer das Entwerfen im falschen Maßstab. Anstatt Baukörper und Fensterecken zu brechen, hätte man Fläche und Öffnung richtig proportionieren sollen. Auch bautechnisch sind abgeschnittene Ecken, wenn sie nicht mit sehr kleinen Ziegelsteinen hergestellt sind, kompletter Unfug, weil sie in größere Bauteile hineingezwängt werden müssen. Aber auch damals schon bestellten die Auftraggeber auffällige Bauten mit Label-Qualitäten, ohne Kriterien für Gut oder Schlecht zu

haben. Große schöne Bauwerke haben selten diese gebrochenen Formen; architektonische Qualität hängt nie von der Größe oder nur der plastischen Wirkung der Einzelheiten, sondern ebenso von der Körper- und Raumkomposition ab. Nehmen wir das skurrile Beispiel des ‚Bierpinsel‘-Aussichtsrestaurants in Berlin-Steglitz: Das ist ein typischer Fall von individualisierter Architektur um der Besonderheit willen, wo man das Maximum dessen, was man aufs Grundstück bekam, auch realisiert hat.“¹⁸

Herzogs einigermaßen überraschender Befund lautet folglich, dass Gebilde wie das Berliner ICC und der „Bierpinsel“ eine Frühform dessen sind, was heute „signature architecture“ oder architektonisches „branding“ heißt, also gebaute Superzeichen, wie sie gegenwärtig von Frank Gehry, Rem Koolhaas, Coop Himmelb(l)au oder Daniel Libeskind entworfen werden. Angesichts dieser architektonischen Spitzenwerke kommt auf die Denkmalpflege noch einiges zu.

3. Sakralarchitektur der Nachkriegsmoderne

Mit dem Kriterium der brikettförmigen Superzeichen lassen sich auch andere Werke der 1970er Jahre beschreiben. Nehmen wir beispielsweise Gottfried Boehms Diözesan-Museum, errichtet 1972-1975 in meiner Heimatstadt Paderborn. Hier fällt vor allem städtebaulich die provokante Platzierung des Neubaus vor dem imposant aufragenden romanischen Dom auf.

Der breite Querriegel des Museums wurde damals damit gerechtfertigt, dass so die ahistorische Freistellung von Monumenten beendet werde, also jene Verirrung des historistischen Denkmalskultus' im 19. Jahrhundert, als die dicht gepackten Umgebungsbauten von Kirchen überall rücksichtslos abgerissen wurden. Deshalb galten Neubauten wie das Diözesan-Museum nicht als modernistische Schandtat, sondern im Gegenteil als Wiedergewinnung der alten Stadtform. Mit solchen Experten-Argumenten war das Museum den Paderbornern seinerzeit tatsächlich schmackhaft gemacht wor-



Abb. 7: Diözesan-Museum Paderborn; Architekt: Gottfried Böhm; Quelle: *Diözesanmuseum*, Alexander Pelzer.

18 Michael Mönninger im Gespräch mit Thomas Herzog: Der Internationale Stil, in: V.M. Lampugnani / W. Nagel (Hrsg.), *Deutsche Architektur im 20. Jahrhundert*, Hamburg 2000, S. 119.



Abb. 8: Karstadt, Braunschweig 1975-1978;
Architekt: Gottfried Böhm; Foto: M. Mönninger.



Abb. 9: St. Mariä Himmelfahrt in Ahaus 1965;
Architekt: Erwin Schiffer; Quelle: Redaktor.

den. Und damaligem Empfinden entsprach auch die Brikettform der diagonal abgeschrägten Gebäudekanten; sie waren das gleichsam antiautoritäre und zugleich vandalismusresistente Funktionsornament der 1970er Jahre. Auch die Parkhaus-Logik der spiralförmigen inneren Erschließung des Diözesan-Museums galt seinerzeit als das sinnliche Schein der Idee, auf demokratiefreundliche Weise den Abbau von kulturellen Schwellenängsten zu fördern.

Böhms schwergewichtiger Spätexpressionismus verfolgt mich seitdem bis in meine Hochschulstadt Braunschweig. Beim Fassadenentwurf für Karstadt liegt



Abb. 10: Horten-Kaufhaus mit Kachelfassade;

Quelle: *RKW Architektur + Städtebau*

sicherlich die Interpretation nahe, dass der Architekt den seelenlosen kommerziellen Großcontainer mit traditionellen Dachformen gliedern und auflockern wollte, um urbane Kleinmaßstäblichkeit zu erreichen. Aber Wiederholung kann nicht nur berechenbar sein, sondern auch unkontrolliert zwanghaft werden.

Sigmund Freud erklärt das Unheimliche als das ehemals Vertraute, das plötzlich in ungewohnter Gestalt und Präsenz zurückkehrt. Deshalb drängt sich bei Böhm's Bau eine andere, bedrohlichere Lesart auf: Es erinnert an das gespenstische Eigenleben, das das anscheinend so gemütliche Gebirgshotel in Kubricks Horrorfilm „The Shining“ von 1980 entwickelt, als die verdrängten Geheimnisse seines Innenlebens zum Leben erwachen und plötzlich überall Blut die Wände herunterfließt. Es handelt sich hierbei um das Ordnungssystem einer Psychose, die in einen manischen Wiederholungszwang mündet.

Auch in der Architektur der Nachkriegsmoderne erzeugen unzählige repetitiv-monotone Serienentwürfe ähnliche Rückkoppelungseffekte, die freilich eine andere Motivation haben, nämlich die Sehnsucht nach einer neuen Sinnlichkeit und Ornamentik. Deshalb sollte man versuchen, das Bizarre solcher Baugedanken vor allem in der Sakralarchitektur als Zeitzeugnis der damals herrschenden Ordnungsideale zu verstehen. Ein besonderes Exempel kirchlicher „Label-Architektur“ ist der gerasterte Neubauquader der Kirche St. Mariä Himmelfahrt in Ahaus, entworfen 1965 von dem Kölner Architekten Erwin Schiffer.

Die alte Kirche wurde bis auf den neugotischen Turm abgerissen und durch ein neues Hauptschiff ersetzt, das durch seine diaphane Rasterfassade aus weißen Kera-

mik-Lochsteinen mit bunter Verglasung auffällt. Der Spitzname „St. Horten“ rührt von der seriell strukturierten Vorhangfassade her, die den sogenannten „Horten-Kacheln“ nachempfunden ist. Dabei handelt es sich um jene ondulierten Keramik-Kassetten zwischen Sputnik-Design und Softline-Look, die in den sechziger Jahren zum Markenzeichen deutscher Kaufhäuser wurden.

Allerdings ist ihr Urheber umstritten. Einerseits gehen Horten-Kacheln auf den Architekten Egon Eiermann zurück, der mit Glas ausgefachte Betonlochsteine als sogenannte „Eiermann-Fassade“ zuerst beim Neubau der Matthäuskirche am Stadtrand von Pforzheim 1956 entwickelte, sie danach bei der neuen Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin 1963 einsetzte und schließlich als Horten-Fassade bundesweit in Serie gehen ließ. Ebenfalls als Urheber gelten der Architekt Helmut Rhode sowie der Ungar Marcel Breuer. „Horten-Fassaden“ waren bei Architekten und Konzernen beliebt, weil sie als ideale Ganzhaut-Überzüge große Funktionseinheiten bündelten, tektonische Gliederungen und Fenster überflüssig machten und ein Höchstmaß an freier Stellfläche innen schufen. Vor allem erlaubten sie erstmals eine neue, traditionsfreie Bauornamentik, die mit ihrer selbstähnlichen Rekursivität keiner historischen Anknüpfung verdächtig war.

Freilich gibt es noch keine mentalitätsgeschichtliche Deutung der Motive, die zur Verwendung dieses Bauelements in Sakral- und Kommerzbauten gleichermaßen führten. Nur ahnen lässt sich, dass der Bedeutungsschwund der Religion auch durch die Profanierung der Sakralarchitektur nach der Liturgiereform des Zweiten Vatikanischen Konzils Mitte der 1960er Jahre ausgelöst wurde.

Ein Leitfossil dieses neuen Kirchenbaus von der Mitte der 1960er Jahre an ist die katholische St. Agnes-Kirche in Berlin-Kreuzberg von 1967. Zur Einfühlung in diese Zeit ist es notwendig, die Mentalität der damaligen Bauherren und Entwerfer zu kennen, die mit tiefem Geschichtsekel und erbittertem Nachahmungsverbot solche Werke als zukunftsweisend begrüßten. Über den kirchlichen Bildersturm des Zweiten Vatikanum 1963-1965 in Rom hatte der Sozialpsychologe Alfred Lorenzer 1981 eine Fundamentalkritik unter dem Titel „Das Konzil der Buchhalter“ veröffentlicht. Darin beschrieb er, obwohl selber ein erklärter Atheist, wie das sinnliche Gesamtkunstwerk der katholischen Messe mit ihren Elementen aus Pantomime, Tanz, Kostümen, Olfaktorik und rituellen Gesängen radikal entleert und fortan „informationstheoretisch seziiert und durchorganisiert“¹⁹ wurde. Die Entzauberung des Gottesdienstes und die Berechenbarkeit der vernunftgeleiteten Gemeindeglieder war das oberste Ziel der katholischen Kirche. Lorenzer zufolge gab es eine „Umpolung der Liturgie von der sakramentalen Verehrung des Numino-

19 A. Lorenzer, *Das Konzil der Buchhalter. Die Zerstörung der Sinnlichkeit. Eine Religionskritik*, Frankfurt a. M. 1981, S. 183.



Abb. 11: St. Agnes, Berlin 1967;
Architekt: Werner Düttmann; Quelle:
Harald Rossa, 2007.

sen zur katechetischen Volksbelehrung“.²⁰ Diese „konziliare Symbolzerstörung“ entwertete nicht nur die sakrale Musik von der Gregorianik bis zur klassisch-romantischen Kirchensinfonik. Auch die Architektur diente laut Lorenzer nur noch der „Absage ans Sinnlich-Heidnische“ und der „Erziehung zu asketischer Nüchternheit“. Überall entstanden, wie er sagt, „kahle Räume und leere Mauern“ aus dem Geist „puritanisch-intellektualistischer Phantasielosigkeit“, die die „religiöse Erfahrung aufs Verbal-Ideologische“ reduzierten.²¹

St. Agnes ist ein deutlich nachkonziliarer Entwurf und wurde mittlerweile entweiht, unter Denkmalschutz gestellt und 2012 von dem Berliner Architekten Arno Brandlhuber zu einem Kunst- und Ausstellungshaus für den Kölner Galeristen Johann König umgebaut. Der Architekt hat das kahle und nach außen vollständige abgeschlossene

Kirchenschiff lediglich innen mit einer eingezogenen Etage horizontal gegliedert und damit die enorme Höhe des Innenraumes etwas reduziert. Die radikale Askese des vollständig in raum Sichtbeton ausgeführten Bauwerks mit seinem wehrhaft anmutenden Campanile bietet nun ideale Präsentationsbedingungen für die kontemplative Kunstbetrachtung. Aber es drängt sich noch eine andere Assoziation auf. Den spirituellen Raum der Kirche bezeichnet Peter Sloterdijk als „Thanatotop“, als Ort der Begegnung mit den Toten. Eine besondere Form von gebauter Todesbegegnung beschrieb einmal der französische Philosoph Paul Virilio in seiner „Bunker-Archäologie“, als er in den 1970er Jahren die Festungsanlagen der Deutschen Wehrmacht am Atlantik wiederentdeckte. Ihn erinnerten die monumentalen Verteidigungsblöcke der Artillerie an archaische Gräber. Er beschrieb diese Architektur als „sakralen Raum für Bestattungsriten“²² und verglich sie in ihrer extremen anthropomorphen Einfachheit mit den Urformen von Krypta, Arche und Schiff.²³

20 Ebda., S. 184.

21 Ebda., S. 205 ff.

22 P. Virilio, Bunker-Archäologie. München 1992, S. 11.

23 Ebda., S. 14.



Abb. 12: Galerie Johann König, Ausstellung Katharina Grosse 2015; Architekt: Umbau: Arno Brandhuber; Quelle: *Johann König*.

In der Tat zeigt der Kirchenbau nach 1960 eine Wendung ins Fortifikatorische, Kolossale, als solle die Uraufgabe der Kirche, Schutz vor dem Ungeheuren zu bieten, hier demonstrativ in Stahlbeton gegossen werden. Es kehren hier eher unbeabsichtigt Motive einer anderen, voraufklärerischen Welt wieder, die unheimlich wirkt, weil wir ihre räumlichen Archetypen nicht mehr kennen.

Die neue Wertschätzung des Brutalismus in der heutigen Architekturdiskussion richtet sich allerdings weniger auf die defensive Weltflucht dieser Trutzburgen. Vielmehr greift sie drei Stichworte wieder auf, die der Historiker Jürgen Joedicke Anfang der 1960er Jahre für dieses neue Bauen geprägt hatte: Er sprach von konstruktiver und materialbezogener Wahrheit, von Objektivität der zweckbestimmten Entwurfssprache und von der Erkennbarkeit von Form und Funktion in Gesamtgestalt und Detail.²⁴ Deutlich stecken in der aktuellen Rehabilitierung des Brutalismus sozialutopische Energien einer vergesellschafteten Daseinsvorsorge. Denn die zumeist durch öffentliche Investitionen entstandenen Gebäude der 1960er Jahre, zu denen auch die Kirchen gezählt werden, gelten als Bauten für den

24 J. Joedicke, *New Brutalism – Brutalismus in der Architektur*, in: *Bauen + Wohnen*, Heft 11, Zürich 1964, S. 421-422.



Abb. 13: Gefechtsleittürme am Atlantik, aus: *P. Virilio, Bunker-Archäologie*, München 1992, S. 108, 109.

Wohlfahrtsstaat, die angesichts des heutigen Rückzugs des Staates als Bauherr vermisst werden. Zuletzt ein bemerkenswertes Beispiel dafür, was passiert, wenn zwei Kernaufgaben der Infrastruktur – Straßen- und Kirchenbau – aufeinanderprallen.

St. Norbert wurde in den 1960er Jahren für die innerstädtische Verkehrsschneise der Martin-Luther-Straße in Berlin-Schöneberg mehr als halbiert. Die Kirchengemeinde war einverstanden und erhielt dafür eine gute Abfindung.²⁵

Nachdem dieser Aufsatz verschiedene Stadien der künstlerischen und wissenschaftlichen Wahrheitslehre gestreift hat, bleibt zuletzt die Frage nach den Motiven und metaphysischen Hinterwelten in den Köpfen der Erbauer. Darüber gab die Raumtheorie von Foucault ersten Aufschluss, der das Phänomen realisierter Utopien als Heterotopien bezeichnete, also als Gegen-Räume oder Fremd-Orte. Daraus möchte ich die Forderung ableiten, dass wir die Kongressmaschinen und Bierpinsel, Parkhaus-Museen und Bunker-Kirchen, die kaum eine Architektengeneration alt sind, nicht nur als Devianzphänomene, sondern vielmehr als Reste ehemaliger

²⁵ Erlaubt sei hier eine Assoziation mit dem Eröffnungskapitel von Douglas Adams Pop-Roman von 1978, *Per Anhalter durch die Galaxis*. Darin werden die Erdenbewohner eines Morgens per Lautsprecherdurchsage aus der Luft aufgefordert: „Bitte räumen Sie Ihren Planeten – wir planen hier eine intergalaktische Umgehungsstraße“.



Abb. 14: „Zur Heiligsten Dreifaltigkeit“ in Wien-Mauer, 1976; Architekt: Fritz Wotruba und Fritz Mayr; Quelle: *Thomas Ledl*, CC BY-SA 3.0 at Wikimedia Commons.

Ordnungssysteme verstehen sollten. Sie sind als authentische Realisierungsversuche verfloßener Utopien zu wahr, um schön zu sein, und sie fordern uns auf, den kritischen Begriff der Heterotopie von der Raumphilosophie auf die Alltagsarchitektur zu übertragen. Wir können diese Bauwerke als tragische Monumente gescheiterter Hoffnungen auffassen und ihrer Fremdartigkeit gar den Schauer der totalen Alltagsferne und Erhabenheit großer Hoffnungen abgewinnen, die in Katastrophen endeten, wie C. D. Friedrich sie gemalt hatte.

Insofern kämpfen die Konservatoren der Spätmoderne für eine Wiederverzauberung einer Epoche, die mit ihren an-ästhetischen Innovationen auf Wahrheitsuche war und dabei weit in das Feld der „nicht mehr schönen Künste“ vordrang. Was damals bewusst roh, proportionssprengend, massiv und defiguriert gestaltet wurde, erfährt heute eine konservatorische Verklärung. Es ist legitim, den historischen und politischen Erinnerungswert dieser Werke stark zu machen: sie sind gebaute Monumente der damaligen wohlfahrtsstaatlichen Daseinsvorsorge der Boomjahre in West und Ost, geprägt von Zentralisierung, Regulierung, Systemplanung, Globalsteuerung und hohen Staatsquoten.

Diese sozialpolitische, heute fast schon als sozialutopisch empfundene Epoche hat ihren Platz in den Geschichtsbüchern verdient, aber es muss in jedem Einzel-



Abb. 15: St. Norbert, Berlin-Schöneberg 1913-1918; Architekt: Diözesanbaurat Carl Kühn; 1958-1962 teilabgerissen und umgestaltet; Architekten: Fehling u. Gogel, Foto: M. Mönninger.



Abb. 16: C. D. Friedrich, Das Eismeer / Gescheiterte Hoffnung 1823/1824; Quelle: Hamburger Kunsthalle / bpk / Elke Walford.

fall gefragt werden, ob die Tafelberg-, Brikett- oder Bunker-Ästhetik überzeitlich neue Kunstwerte verkörpert, die in ihrem Originalzustand zu überliefern sind. Das würde auf einen romantisierenden Ästhetizismus hinauslaufen, der am Wahrheitskern der 1960er und 1970er Jahre vorbeigeht. Um bei der Frage, wie lange diese Werke noch dauern werden, nicht zu verzweifeln, kann man sich Trost bei dem Lyriker Robert Gernhardt holen, nachdem er durch Metzingen gegangen war:²⁶

*Dich will ich loben: Hässliches,
Du hast so was Verlässliches.
Das Schöne schwindet, scheidet, flieht –
Fast tut es weh, wenn man es sieht.*

*Wer Schönes anschaut, spürt die Zeit,
und Zeit meint stets: Bald ist's soweit.
Das Schöne gibt uns Grund zur Trauer
Das Häßliche erfreut durch Dauer.*

26 R. Gernhardt, Gesammelte Gedichte 1954-2006, Frankfurt a. M 2008, S. 274.

Erinnerungspolitik auf dem Boden der Stadt

Paulskirche, Goethehaus, Neue Altstadt und das Gedächtnis des jüdischen Schicksals in Frankfurt am Main

1. Positive und negative Erinnerungspolitik

Heute wird von der AfD und anderen rechten Gruppierungen verstärkt eine Politik der „positiven“ Erinnerung an eine Vergangenheit gefordert, auf die man stolz sein kann. Damit soll die „negative“, mit der deutschen Schuld am Nationalsozialismus, Krieg und Holocaust verbundene Erinnerung überlagert und aus dem Gedächtnis gedrängt werden, um einem neuen Nationalismus Platz zu machen. Im Ausland, vor allem in den USA, befürchtet man, dass sich eine solche Tendenz bereits darin zeigt, dass sich die Rekonstruktionen von einst im Zweiten Weltkrieg zerstörten Gebäuden in vielen deutschen Städten häufen. Auch im Bau der neuen Frankfurter Altstadt vermuteten einige deutsche Kritiker eine positive Erinnerungspolitik mit einer Schlussstrich-Mentalität. Mit diesen Rekonstruktionen würde die Zeit vor dem Nationalsozialismus zurückgeholt, als ob es ihn und seine Folgen, den Krieg und den Holocaust nicht gegeben hätte. Diese Befürchtungen waren Anlass, mich aus erinnerungspolitischer Sicht mit Rekonstruktionsprojekten zu befassen, die seit 1945 in Frankfurt stattfanden.

Erinnerungen sind subjektive Konstruktionen vergangenen Geschehens. Erinnern kann man sich nur, wenn zuvor vergessen oder verdrängt wurde. Teilen mehrere Personen oder Gruppen die gleichen Erinnerungen, dann sprechen wir von dem Erinnerten als einem sozialen Gedächtnis. So kann es gleichzeitig verschiedene soziale Gedächtnisse an ein Ereignis geben, weil die gleiche Vergangenheit oft ganz unterschiedlich bewertet wird. Erinnerungen und soziale Gedächtnisse stehen also auf einem schwankenden Grund und sind häufig umkämpft.

Wozu benötigt eine Stadt Erinnerungen? Erinnerungen an die eigene Vergangenheit machen die Besonderheit der Stadt aus. Als Personen können wir ohne die Reflexion unserer eigenen Vergangenheit kein stabiles Ich ausbilden. Nun sind Städte keine Personen, aber auch Städte haben eine Vergangenheit, an die zu erinnern für ihre künftige Entwicklung nützlich oder hinderlich sein kann – und dies mit Blick auf die eigene Bevölkerung und die Außenwahrnehmung der Stadt.

In den Städten gibt es häufig Konflikte und Kämpfe darum, welches soziale Gedächtnis bewahrt werden soll. Dabei können soziale Gedächtnisse sowohl für die

Identität und Anerkennung von Gruppen in der Stadt bedeutsam sein als auch für andere politische Zwecke funktionalisiert werden. Die Stadtpolitik ist für soziale Gedächtnisse zuständig, d. h. dafür, ob und in welcher Art sie auf dem Boden der Stadt bewahrt werden. Denkmalpfleger, Architekten, Stadtplaner, Künstler sind es, die den Erinnerungen dann eine baulich-materielle Gestalt geben. In diesen Gruppen von Expertinnen und Experten gibt es jeweils eigene, sich wandelnde Maßstäbe, wie mit geschichtlichen Erinnerungen professionell umzugehen ist.

Die Gestaltung wird in der Öffentlichkeit meist stärker diskutiert als die damit intendierten Erinnerungen und deren gesellschaftliche Funktion. Wenn das soziale Gedächtnis in der Stadt in Bauten oder Gedenkorten sichtbar ist, ist es öffentlich und steht allen zur Erinnerung zur Verfügung. Gedenktafeln machen die Erinnerung leicht, denn Texte erläutern den Kontext. In Gebäuden allein sind die dort gespeicherten Erinnerungen häufig schwer zu erkennen und nicht für alle lesbar.

Meine These ist, dass Erinnerungen bzw. soziale Gedächtnisse im Baulich-Materiellen die Vergangenheit in die Gegenwart bringen, weil es Zukunftsprobleme der Stadt zu lösen gilt. Deshalb erfahren wir durch soziale Gedächtnisse etwas über die gewünschte Zukunft der Stadt.

2. Soziale Gedächtnisse für den Wiederaufbau 1945-1949

Wie sollte aus der Ruinenlandschaft 1945 wieder eine Stadt werden? Da nationalsozialistische Ideen und Werte für den Wiederaufbau nicht mehr in Frage kamen, stellte sich in Frankfurt sehr bald das Problem, auf Basis welcher Werte die Zukunft gestaltet werden sollte. Anlass dazu waren in Frankfurt zwei überregionale Jubiläen: 1948: 100 Jahre Nationalversammlung in der Paulskirche und 1949: Goethes 200. Geburtstag.

Zwei Sichtweisen über die erste deutsche Nationalversammlung 1848/49 gab es nach dem Zweiten Weltkrieg.¹ Wenn man den Nationalsozialismus als Endpunkt einer langen Entwicklungsgeschichte der Deutschen sah, waren damit auch die Erinnerungen an die frühe Geschichte der Demokratie kontaminiert. Aus dieser Sicht war die Nationalversammlung 1848 in der Paulskirche der vergebliche Versuch in Deutschland eine Demokratie zu etablieren, „der dem freiheitlichen Bürgertum das Genick gebrochen“ und so letztlich in die „Katastrophe“ von Nationalsozialismus und Krieg geführt hatte. Betrachtet man aber die Nationalversammlung isoliert ohne ihre Folgen und sieht den Nationalsozialismus als einen

1 J. Kocka, Arbeit und Freiheit 1848/49. Erinnerungen an die Revolution im Wandel, in: *ders.*, Arbeiten an der Geschichte. Gesellschaftlicher Wandel im 19. und 20. Jahrhundert, Göttingen 2011, S. 227-240, 232 f.

Unglücksfall der deutschen Geschichte an – so die andere Sicht – konnte man die Existenz der Nationalversammlung 1848 symbolisch als ein Aufbegehren für Freiheit und Kritik an der Diktatur deuten. Da die westlichen Alliierten demokratische Verhältnisse wünschten, lag für die Stadt Frankfurt die zweite Deutung, die „positive“ Erinnerung, nah.

Wie Almut Gehebe-Gernhardt schreibt, beschloss das Preisgericht nach einem Ideenwettbewerb 1946, die Paulskirche als „Erinnerungsmal an die Nationalversammlung 1848“ zu erhalten, obgleich das Gebäude ab 1852 wieder als Kirche gedient hatte.² Diese positive Erinnerung setzte dann voraus, „dass die charakteristische Erscheinung des Bauwerkes in den wesentlichen Teilen seiner Architektur erhalten bleibt. Das gilt vor allem für die äußere Erscheinung, während der Innenraum eine historisch getreue Wiederholung [...] nicht erfordert.“ Das Preisgericht sah darin eine würdige Art, der historischen Bedeutung gerecht zu werden, als eine rekonstruierte Kopie des Zustandes vor dem Brand.

Man verzichtete auf die umlaufende Empore und die sie stützende Säulenreihe und entschied, „den großartigen Raumeindruck, den die Ruine der zerstörten Paulskirche machte, beim Wiederaufbau zu erhalten“ – offenbar gegen den Einwand von Frankfurtern. Rudolf Schwarz, der verantwortliche Architekt, begeisterte sich für die „römische Größe“ des Innenraums der Kirche, deren Vorbild einst das Pantheon gewesen war.

Die Beschäftigung mit den Weltkriegsruinen erhält durch den Bezug auf die Ruinen des ewigen Roms etwas Heroisches, Großartiges. Auch ist auf römischen Resten häufig aufgebaut worden, so dass gleichzeitig unterschiedliche Zeiten ins Gedächtnis gerufen werden. So erinnerte die rekonstruierte Paulskirche, nun mit



Abb. 1: Paulskirche 1948;
Quelle: *Institut für Stadtgeschichte.*

2 A. Gehebe-Gernhardt, *Architektur der 50er Jahre in Frankfurt am Main – am Beispiel der Architektengemeinschaft Alois Giefer und Hermann Mäckler*, Frankfurt 2011, S. 60-63.

flachem Dach, an die Entstehungszeit des Klassizismus um 1800 wie die des Wiederaufbaus nach der Zerstörung 1944. Es wurde auch das Kreuz wieder auf den Turm gesetzt.³ Bei der Einweihung der Paulskirche im Mai 1948 sprach der damalige Oberbürgermeister Kolb von „Schuld und Verblendung des deutschen Volkes“ und gab der Hoffnung Ausdruck, dass die Paulskirche das „Haus aller Deutschen“⁴ werden sollte, vermutlich damals bereits in Hinblick auf Frankfurts anstehende Bewerbung als provisorische Hauptstadt Westdeutschlands. Sein Kalkül ging jedoch nicht auf. Der Parlamentarische Rat lehnte die Paulskirche als Sitz eines westdeutschen Parlaments ab, weil es das falsche Signal wäre, denn man hoffte damals ja noch auf die baldige Vereinigung der sich gerade erst trennenden Teile Deutschlands. In der Paulskirche hielten die Buchhändler und Verleger 1949 und 1950 ihre Messe ab und machten seit 1951 mit der Verleihung des Friedenspreises die Paulskirche zu einem starken Symbol des Friedens und der intellektuellen Auseinandersetzung. Sie blieb als Sehenswürdigkeit ein Ort der Erinnerung an das erfolglose demokratische Bemühen 1848, jedoch ohne Verbindung zum weiteren demokratischen Aufbau des Landes.



Abb. 2: Dichtezimmer im Goethehaus.

Foto: M. Rodenstein.

Das Goethehaus⁵ hingegen war keine schöne Ruine und wurde am 22. März 1944, Goethes Todestag, in Schutt und Asche gelegt, nachdem vorher Vieles vom Inventar gerettet worden war. Nach heftigen Kontroversen baute es das Freie Deutsche Hochstift so wieder auf, wie es bei der Zerstörung gewesen war. Dafür hatten sich 90 Unterstützer aus verschiedenen Ländern, darunter André Gide, Hermann Hesse und Thomas Mann, die sich im Ausland ihr humanistisches Goethebild bewahrt hatten, mit ihrer Autorität als Dichter und Emigranten in einer vom Direktor des Goethehauses angestifteten Briefkampagne ausgesprochen.⁶ Es sollte an das positive Bild Goethes, seine Humanität, erinnern.

- 3 An dieser Doppeldeutigkeit als Kirche und Parlament nahmen Zeitgenossen Anstoß. Fried Lübbecke, der „Altstadtvater“, sah in dieser Art des Wiederaufbaus den gescheiterten Versuch, „Irdisches und Göttliches“ unter ein Dach zu zwingen; (s. A 2), S. 64 f.
- 4 Vgl.: www.ffmhist.de/ffm33-45/portal01/portal01.php?ziel=t_ak_paulskirche_1848 [29.01.2019].
- 5 M. Rodenstein, Goethehaus Frankfurt am Main, in: W. Nerdinger (Hrsg.) Geschichte der Rekonstruktion, Konstruktion der Geschichte, München 2010 S. 434-436.
- 6 J. Seng, Goethe – Enthusiasmus und Bürgersinn: Das Freie Deutsche Hochstift – Frankfurter Goethemuseum 1881-1960, Göttingen 2009, S. 507.

Dieser Wiederaufbau strebte damit die gleiche Wirkung wie das zerstörte Original an, was bei Anhängern der Moderne als Vorspiegelung einer falschen Wirklichkeit, als Schein und Lüge galt. Es zeigte sich aber bald, dass die Erinnerungsmöglichkeiten nicht an die „Authentizität der Steine“ gebunden waren und das gerettete Interieur seine Wirkung tat.⁷

Mit der Diffamierung der historischen Rekonstruktion als Lüge ging die „Mythisierung moderner Architekturformen als Zeichen demokratischer Gesinnung“ einher, die besonders in den ersten Nachkriegsjahren betrieben wurde. [Sie] eröffnete dann in der Bundesrepublik zahlreichen ehemaligen NS-Architekten einen einfachen Weg, sich durch moderne Entwürfe zu rehabilitieren“, schreibt Winfried Nerdinger und verweist auf das Manifest von 1947 in Baukunst und Werkform, in dem die Verbindung zwischen einer neuen Gesinnung und einem Aufbau der zerstörten Städte in modernen Formen beschworen wurde. „Das zerstörte Erbe darf nicht historisch rekonstruiert werden, es kann nur für neue Aufgaben in neuer Form erstehen.“⁸ Das Bauen wurde als politisches Statement angesehen⁹ und damit überschätzt. Das Gemeinsame und in die Zukunft Weisende wurden bei der Paulskirche und beim Goethehaus nicht weiter beachtet: das Heranziehen der jeweiligen positiven Erinnerungen für die Bewältigung der damaligen Gegenwart. Mit der Rekonstruktion der Paulskirche und dem Wiederaufbau des Goethehauses sollten Brücken aus der Vergangenheit – wie es später oft hieß, über den „Abgrund“ des Nationalsozialismus hinweg – in die Zukunft gebaut werden. Beide Gebäude trugen dazu bei, symbolisch das Gedächtnis von im Nationalsozialismus verlorenen Werten wie Demokratie, Christentum und Humanität für den Aufbau der Nachkriegsgesellschaft zu bewahren. Die ausgewählten positiven und notwendigen Erinnerungen an Werte aus der Zeit vor dem Nationalsozialismus sollten die Zukunft prägen, während im Osten Deutschlands die Werte für den Wiederaufbau aus der sozialistischen Utopie bzw. dem Beispiel der Sowjetunion kamen.

Nun fragt man sich: Gab es denn damals keine öffentliche Erinnerung an den Nationalsozialismus und die Schuld der Frankfurter gegenüber ihren jüdischen Mitbürgern? Tatsächlich wurde auch daran erinnert – aber von der amerikanischen Besatzungsmacht. Zwischen 1462 und 1796 hatten die Juden hier im Ghetto gelebt. 1933 gehörten noch ca. 30.000 Personen zur jüdischen Gemeinde. Etwa 11.000 Juden wurden aus Frankfurt deportiert. 1945 forderte die Stadt einen Rabbi-

7 Ebd., S. 520 ff.

8 W. Nerdinger, Die Dauer der Steine und das Gedächtnis der Architekten, in: P. Reichel/H. Schmid/P. Steinbach (Hrsg.), Der Nationalsozialismus – die zweite Geschichte. Überwindung – Deutung – Erinnerung, München 2009, S. 378-397, S. 384 f.

9 Walter Dirks schreibt in Frankfurter Hefte 1948, S. 271: Bauen heiße „heute Politik vorweg zu nehmen, unsere Zukunft vorweg zu nehmen.“

ner aus Darmstadt auf, in Frankfurt wieder eine jüdische Gemeinde zu bilden, die sich bald auch um die vielen heimatlosen, aus den Konzentrationslagern und Ghettos zurückgekehrten, in Frankfurt gestrandeten Juden aus Osteuropa kümmerte. Es fand eine Feier zur Einweihung einer Gedenktafel am Börneplatz am 20. März 1946 zur Erinnerung an den Brand der Börneplatzsynagoge in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 statt, bei der die Feuerwehr vor Ort war, aber nicht eingriff. Hauptredner war Oberst James Newman, Gouverneur der amerikanischen Militärregierung von Groß-Hessen. Die Gedenktafel wurde bald beschmiert.¹⁰

Frankfurt beherbergte wie andere Städte auch einen großen Teil überzeugter Nationalsozialisten, Mitläufer, aber auch stumm gebliebene Gegner des Regimes. Fast in jeder Familie waren Kriegsoffer zu beklagen, um die man privat trauerte, was zugleich mit dem Ende und der Entwertung des Nationalsozialismus viele Menschen in eine schwierige Seelenlage und zum Schweigen brachte. Alexander und Margarete Mitscherlich vertraten später die These: Viele Deutsche hätten „alle affektiven Brücken zur unmittelbar hinter ihnen liegenden Vergangenheit“ abgebrochen. Damit würde die Erinnerung an den Nationalsozialismus „gleichsam als Selbstschutzmechanismus gegen Schuldgefühle und Selbstentwertung zum Verschwinden gebracht.“¹¹ So konnte man die Flucht nach vorn antreten und neue wirtschaftliche Chancen ergreifen. Als Hannah Arendt 1949/50 ein halbes Jahr Deutschland bereiste, nahm sie eine „Atmosphäre fiebrhafter Geschäftigkeit“ wahr.¹²

3. Die Zeit des Vergessens 1950-1975

Nicht nur viele Deutsche, sondern auch die Stadt Frankfurt musste sich, wie man heute sagt, neu erfinden. Kaum wurde am 11. November 1949 Frankfurts Hoffnung, Sitz der provisorischen Hauptstadt Westdeutschlands zu werden, endgültig zunichte gemacht, weil Bonn als Hauptstadt gewählt wurde, definierte Oberbürgermeister Kolb Frankfurt bereits als Stadt der Wirtschaft in Erinnerung an ihre ehemalige Bedeutung als Handels-, Messe- und Bankenstadt. Die Wirtschaft wurde nun u. a. durch den Hochhausbau gefördert. Jetzt konnte die Stadt endlich über das Altstadtareal verfügen, das man als Fläche für neue Hauptstadtbauten freigehalten hatte. Der Bereich zwischen Dom und Römer wurde nun als der einzige geschichts-

10 F. Backhaus, Der lange Weg der Erinnerung – Gedenkort in Frankfurt seit 1945, in: R. Gross/F. Semmelroth (Hrsg.), Erinnerungsstätte an der Großmarkthalle. Die Deportation der Juden 1941-1945, München 2016, S. 210-224, 212.

11 A. Mitscherlich/M. Mitscherlich, Die Unfähigkeit zu trauern, München 1977 (zuerst 1966), S. 38.

12 H. Arendt, Besuch in Deutschland, Berlin 1993 (USA 1950), S. 35.



Abb. 3: Technisches Rathaus, 2006; Foto: Uwe Dettmar.

trächtige Bereich der Altstadt definiert, für den man im Altstadtwettbewerb 1950 keine befriedigende Lösung gefunden hatte. Die Frankfurter Stadtpolitik war sich nach dem Zerplatzen der Hauptstadträume nicht sicher, was an dieser Stelle der Stadt geschehen sollte, sodass das Gebiet in den 1950er bis Anfang der 1960er Jahre ein Parkplatz wurde.

Schließlich kam die Idee für die Gestaltung des leeren historischen Zentrums mit der Friedenspreisrede des amerikanischen Schriftstellers Thornton Wilder 1957, in der er über die neue Aufgabe der Kultur in einer Demokratie (gegenüber der in autoritären Regimen) sprach. In der Demokratie habe die Mehrheitsmeinung die Führerschaft. Die bisherige Kultur habe immer ein oben und unten in der Gesellschaft gekannt und der Frau keine Rechte zugesprochen. „Demokratie ist nicht nur das Streben nach einer sozialen Gleichheit der Menschen, sondern auch das Bemühen, ihnen Gewissheit zu geben, dass sie in Gottes Gnade gleich sind – sie sind nicht Söhne, nicht Untertanen und nicht Niedriggeborene.“¹³ Die Demokratie habe die Aufgabe „den Stand der neuen Würde aufzuzeigen, in die der Mensch getreten

13 Th. Wilder, Kultur in einer Demokratie, in: Drei Ansprachen anlässlich der Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels, Frankfurt a. M. 1957, S. 29-35.

ist.¹⁴ Man zog in Frankfurt daraus den Schluss, dass zur Demokratie die Teilhabe aller Menschen an der Kultur durch Bildung gehört. Dieses wurde als „zukunftsweisendes Kennzeichen unserer Gegenwart“ gesehen und damit zur Grundidee des nächsten Wettbewerbs 1962/63 zwischen Dom und Römer, wo deshalb eine Volksbücherei, eine Jugendmusikschule und eine Halle für Ausstellungen zum Thema „Frankfurt und die Welt“ geplant wurden. „Dabei sollte die historische Wegebeziehung zwischen Dom und Römer, auf der 10 prunkvolle Krönungszüge veranstaltet wurden“, nicht verloren gehen.¹⁵ 50% der geschichtsträchtigen Fläche wurde für technische Ämter der Stadt vorgesehen. Wie äußerlich das Bekenntnis zu Demokratie und Bildung, aber auch zur Herstellung des Krönungswegs gewesen war, sah man dann bald. Weil der Stadt das Geld zum Bauen fehlte, erhielt der Gewinner des Wettbewerbs – die Architektengruppe Bartsch, Thürwächter, Weber – erst sieben Jahre später nur den Auftrag für das Technische Rathaus und seinen inzwischen gewachsenen Raumbedarf, eine Parkgarage und den U-Bahnanschluss.

Wegen der Arroganz der Verwaltung, ihre Interessen vor die der Allgemeinheit zu stellen, wegen der enormen Baumasse und der drei Türme des Technischen Rathauses direkt vor dem gotischen Dom, die im Wettbewerb 1962/63 nicht aufgetaucht waren, gab es erhebliche Proteste. Von den Bauten der zerstörten Altstadt oder der Erinnerung an sie war hier nicht mehr die Rede. Ihr Wiederaufbau wurde selbst von den Altstadtfreunden damals nicht gefordert. Zugleich wurde das Vergessen der zerstörten Altstadt strukturell durch die große Mobilität der Bevölkerung unterstützt. Immer mehr Menschen kamen in die Stadt, die das alte Stadtbild nicht kannten. Sie blieben häufig auch nicht lange in dieser damals als hässlich geltenden Stadt.

Das Ritual des jährlichen Kranzniederlegens, Glockenläutens und Fahnenhissens zur Erinnerung an die Toten und die Zerstörung der Altstadt am 22. März wurde aufgegeben, als 1978 vor dem Technischem Rathaus eine Erinnerungstafel an die Opfer der Altstadtbombardierung und die Zerstörung der Altstadt in den Boden eingelassen wurde. Diese Erinnerungstafel war das dürftige Ergebnis jahrzehntelanger Überlegungen, die 1946 und 1953 mit einem Antrag der SPD, „ein Ruinenfeld in einer noch zu bestimmenden Größe als Mahnmal „zur Erinnerung an den Wahnsinn des Krieges“ im Bereich der Innenstadt zu erhalten, fortgeführt wurden. Diese Vorschläge wurden ebenso kritisiert und zerredet wie ein Vorschlag von 1954, das Denkmal des jüdischen Künstlers Benno Elkan aufzukaufen.¹⁶

14 Ebda.

15 H. Kampffmeyer/E. Weiss, Dom-Römerberg-Bereich, Wege zur neuen Stadt, Bd. 1, Frankfurt a.M. 1964, S. 19.

16 J. Arnold, Der „22. März“ im Gedächtnis der Stadt – Kontinuität und Wandel eines Gedenktages, in:

Auch ein Gedächtnis der Schuld der Stadt Frankfurt gegenüber den enteigneten Juden war damals nicht vorhanden, denn eine im Grüneburg Park 1968 aufgestellte Stele zur Erinnerung an die im Krieg zerstörte „Grüneburg“, eine Rothschild-Villa von 1845, erzählt diese Geschichte, ohne die Enteignung von Park und Palais der Familie Goldschmidt-Rothschild durch die Stadt 1935 zu erwähnen.

Die 2007 angebrachte Gedenktafel im Grüneburgpark ergänzt die Informationen der Stele von 1968, die die Enteignung der Familie verschweigt.



Abb. 4: Gedenktafel „Grüneburg“.

Foto: M. Rodenstein.

3. Die erste und die zweite Erinnerung an die Altstadt vor ihrer Zerstörung

Das Beenden des Trauerrituals um die Toten des Luftkrieges und die Zerstörung der Altstadt fiel zeitlich mit dem Beginn der ersten Erinnerungen an die Altstadt vor ihrer Zerstörung, an ihre Fachwerkarchitektur und den Römerberg als Hauptplatz des alten Frankfurts zusammen. Die negative wurde von der positiven Erinnerung abgelöst. Die politische Instrumentalisierung dieses Erinnerns für ein Gegenwartsproblem der politischen Führung in Frankfurt war deutlich. Wegen ihrer Politik beim Technischen Rathaus und der Wohnraumvernichtung im Westend zugunsten von Hochhäusern stand die SPD unter Druck. Unter Oberbürgermeister Rudi Arndt 1975 begonnen, wurde unter Oberbürgermeister Walter Wallmann 1979 beschlossen, die Ost-Zeile des Römerbergs nach Fotos als Fachwerkbauten mit frei erfundenem Sichtfachwerk aufzubauen.¹⁷ Hinter dieser Erinnerung zu politisch-ästhetischen Zwecken stand nicht nur eine spezielle städtische Problemlage, sie signalisierte vielmehr den ersten großen Umbruch in der deutschen Nachkriegsgesellschaft, in dem Ästhetik und Kultur für die Städte als Anreiz für Arbeitskräfte wichtig wurden. Bisher hatte die Gesellschaft zwar auf verschiedenen Niveaus aber doch gleichermaßen am Wohlstand teil. Nun wurden Entsolidarisierung und

M. Fleiter (Hrsg.) Heimat/Front – Frankfurt am Main im Luftkrieg, Frankfurt a.M. 2013, S. 330.

¹⁷ Ausführlich: M. Rodenstein, Römer und Römerberg, Frankfurt am Main, in: W. Nerdinger (s. A 6), S. 314-315.

wachsende soziale Ungleichheit anhaltende Folgen des neuen globalen Kapitalismus, eine andere war die Ästhetisierung der Lebenswelt mit Hilfe des Konsums und der Gestaltung der Umwelt. Individuell schätzte man nun, was einen vom anderen unterscheiden konnte und nicht mehr, was einen gleich machte. Dies bezog sich auch auf die Architektur der Moderne und ihre Wahrnehmung. Die funktionale Architektur der Moderne, die auf Gleichheit gesetzt hatte, war maßgeblich für die 1950er, 1960er und 1970er Jahre gewesen. Doch nun wurde sie von der Postmoderne übertrumpft, die ganz ungeniert wieder auf Baustile, auch regionale, vergangener Zeiten zurückgriff und sie ironisierte, indem sie sie in neue Kontexte setzte. Die politisch gewollte Römerberg-Ostzeile, die an die verlorene Altstadt erinnern sollte, aber auf ihrer Rückseite zeitgenössisch gebaut war, konnte deshalb im 1979/80 ausgelobten Wettbewerb für den Dom-Römerberg Bereich als postmodernes Zitat durchgehen. Diese Stadtreparatur zusammen mit dem 1979 beschlossenen Aufbau neuer Museen diente dem Ausschmücken der Stadt zur Attraktion von Arbeitskräften, die vor allem im Finanzsektor benötigt wurden.

Nach dem Beschluss des Abrisses des sanierungsbedürftigen Technischen Rathauses, wurde 2005 ein städtebaulicher Wettbewerb für das sensible Gebiet zwischen Dom und Römer durchgeführt. Ausgeschrieben wurde eine gemischte Nutzung aus Büros, Hotel, Geschäften und Wohnungen. Die Politik machte damit den großen Fehler – der ökonomischen Logik der bisherigen Stadtentwicklung folgend –, auch den Bereich zwischen Dom und Römer in der üblichen Weise ökonomisch aufwerten zu wollen. Allerdings sollte nun endlich der ehemalige Krönungsweg der Kaiser Berücksichtigung finden.

Die ausgestellten Entwürfe des städtebaulichen Wettbewerbs wurden im Sommer 2005 bereits öffentlich stark kritisiert, als diese Kritik eine völlig unerwartete, überraschende neue Richtung erhielt, in der die Altstadt aus der Erinnerung wieder auferstand. Sie wurde jedoch nicht von Frankfurtern, sondern von zwei Offenbachern angestoßen. Dominik Mangelmann, Holzbauingenieur aus Offenbach, hatte ein Gipsmodell der Altstadthäuser, die bis 1944 an der Stelle des Technischen Rathauses gestanden hatten, als Diplomarbeit an der FH Mainz angefertigt und versuchte damit Anfang 2005 in den Wettbewerb zu kommen, was aber nicht gelang, weil es die Auflagen nicht erfüllte.

Er präsentierte es bei der Jungen Union Sachsenhausen, die später ein Bürgerbegehren anstrebte, weil sie in ihrer Partei nicht auf Zustimmung gestoßen waren. Im August 2005 brachte der einzige Stadtverordnete der parteiunabhängigen Wählergruppe „Bürger für Frankfurt“ (BfF) Wolfgang Hübner die Alternative der historischen Rekonstruktion der Fachwerkhäuser in die Stadtverordnetenversammlung ein – und zwar auf Anregung des Offenbacher Journalisten Claus Wolfschlag, der der neuen Rechten zugerechnet wird und u. a. zur Architektur publiziert

hatte. Dieser Vorschlag wurde damals jedoch sofort von allen Parteien abgelehnt.¹⁸ Doch es war ein Nerv getroffen. Das Altstadtmodell aus Gips zeigte dem Unbehagen vieler Bürger an der bisherigen städtischen Planung einen konkreten Ausweg. Die meisten Frankfurter, auch die Politiker und Stadtplaner, waren von der neuen Entwicklung völlig überrascht, denn das Bild der im Krieg verlorenen Altstadt schien aus dem Stadtgedächtnis gelöscht zu sein. Bald überschlugen sich die Veranstaltungen zum Thema in Frankfurt. Ab Mitte Oktober begann ich mit der teilnehmenden Beobachtung auf diesen Veranstaltungen.¹⁹

Im vielstimmigen Prozess des sich Erinnerns an die vergangene Altstadt tauchten nun auch die Namen einzelner bekannter Häuser der verlorenen Altstadt wie z.B. der der Goldenen Waage und von Goethes Tante Melber wieder auf. Die Meinungen differenzierten sich bald, aber nicht mehr darüber, ob die Altstadt das Vorbild für die Neubebauung werden sollte, sondern nur noch über das Wie. Entsprechend der unterschiedlichen baulichen Zielsetzung kämpften drei konkurrierende Gruppierungen mit unterschiedlichen sozialen Hintergründen und Werthaltungen um eigene selektive soziale Gedächtnisse der früheren Altstadt und um Legitimation ihrer jeweiligen Gestaltungsvorschläge.

Die erste Gruppe wollte die populäre Ästhetik mit der weitestmöglichen historischen Rekonstruktion von Altstadthäusern durchsetzen. Sie setzten sich für die Erinnerung an die Altstadt als Wohnort einfacher Leute ein und wünschten sich nicht nur die Fachwerkhäuser, die an der Stelle des Technischen Rathauses gestanden hatten, sondern auch das Raumgefühl der vergangenen Altstadt zurück. Der sozialen Herkunft nach gehörte diese Gruppe zur Mittelschicht. Bei ihren Veranstaltungen traten Personen auf, die ihre Kindheit noch in der Altstadt erlebt hatten, darunter auch ein Verwandter Goethes sowie ältere Mitglieder von Familien, die dort Haus oder Geschäft besessen hatten. Aus dieser Gruppe gab es bald Interessenten für den Bau und die geschäftliche Nutzung rekonstruierter Altstadthäuser.

Zur zweiten Gruppe gehörten die Vertreter der professionellen Ästhetik, die mit ihren Bebauungsvorstellungen für ein vor allem nicht bildhaftes funktionales Gedächtnis der Altstadt plädierten, darunter Architekten und Planer, aber auch Teile der lokalen Medien und der Parteien. Zwar wollten sie alte Straßengrundrisse und Parzellengrößen einbeziehen, doch sollte das Neue als Neues erkennbar sein, denn jede Zeit müsse mit ihren Mitteln die Zukunft gestalten. Um dies zu legitimieren, verwiesen sie auf diskreditierende Erinnerungen an die Altstadt, die Ort der

18 Später zeigte sich, dass die im Antrag der BfF gemachten Vorschläge zum Wiederaufbau im Wesentlichen umgesetzt wurden.

19 Vgl. *M. Rodenstein*, Vergessen und Erinnern der im Zweiten Weltkrieg zerstörten Frankfurter Altstadt, in: *Die Alte Stadt* 36 (1/2009) S. 54 ff.

Machtdemonstrationen der Nationalsozialisten gewesen sei, welche ja auch Fachwerk gebaut hätten. Diese Bemerkung fiel allerdings nur zu Anfang der Auseinandersetzungen. Vermutlich begriff man, dass dieses Argument bei einer mindestens 600jährigen Geschichte der Altstadt und 60 Jahre nach der Zerstörung nicht mehr überzeugen konnte.

Zwischen diesen beiden Positionen vermittelte eine dritte Gruppe, allen voran die Oberbürgermeisterin Roth (CDU), die nur wenige repräsentative Altstadtbauten rekonstruieren lassen wollte und damit die Realität der heruntergekommenen Altstadt, Wohnort der armen Leute im 19. und 20. Jahrhundert, ausblendete. Sie bevorzugte eine Mischung von Alt und Neu mit einigen herausgehobenen Highlights als historischen Rekonstruktionen wie der Goldenen Waage und dem Haus von Goethes Tante Melber. Auch diese Gruppe konstruierte damit ihr eigenes selektives Gedächtnis einer Altstadt mit herausgehobenen Häusern und Personen, um zwischen dem populären Geschmack der Laien und dem der Professionellen zu vermitteln.

2006 ergab eine repräsentative Umfrage, dass 49% der Befragten für eine Mischung aus Alt und Neu waren und 36% für eine komplette Rekonstruktion der Altstadt. Nun freundeten sich auch die CDU und die Grünen mit der Idee des Wiederaufbaus an. 2006 erfolgte der Rückkauf des Rathauses für 72 Millionen, um es abreißen zu können. Sodann wurde eine Planungswerkstatt mit 60 Bürgerinnen und Bürgern und über Funktion und Gestaltung der Altstadt durchgeführt. 2007 wurde eine daraus abgeleitete Planung beschlossen.

Es sollte noch weitere elf Jahre sorgfältiger Arbeit auf allen Seiten dauern bis fünfzehn statt sieben Häuser historisch rekonstruiert und 20 Gebäude zeitgenössisch erbaut waren. 35 in Erbpacht vergebene Häuser mit 80 Wohnungen und etlichen Geschäften, einem Platz und kleinen Gassen stehen nun dort, wo zuvor das Technische Rathaus stand.

Trotz zahlloser Auseinandersetzungen in dieser Zeit ist dies ein gemeinschaftsfördernder Prozess gewesen, in dem sich anfängliche Gegnerschaften teilweise auflösten. Architekten, die für eine zeitgenössische Altstadt eingetreten waren, bauten nun Fachwerkhäuser, und auch die SPD wechselte ihre Meinung. Man sah jetzt auch die touristische Bedeutung. Die auf einer Betondecke aufgebaute Neue Altstadt wurde ähnlich wie ein Einkaufszentrum genehmigt. Viele Frankfurter weit über den Kreis der Aktivistinnen und Aktivisten hinaus sind nun zufrieden mit dieser Lösung, bei der keine Kosten und Mühen gescheut wurden.²⁰

Soziologisch interessant war die Frage, wie eigentlich die vehemente Rückwendung zur Vergangenheit zu erklären ist. So geht man seit längerem davon aus, dass

20 Die Neue Altstadt soll ca. 200 Millionen Euro gekostet haben.



Abb. 5: Neue Altstadt und Stadthaus; Foto: M. Rodenstein.

die Zukunft wenig gestaltende Kraft für die Gegenwart bereithält, denn die Utopien der Moderne, Freiheit und Gleichheit, seien erschöpft. Deshalb würde wieder die Vergangenheit als Ressource für gegenwärtiges Handeln herangezogen. Ähnlich allgemein war eine zweite These, dass die Globalisierung, der schnelle soziale Wandel, die Beschleunigung des Lebens die Menschen überforderten und diese deshalb nach Kompensation ihres Selbstwertes in der Identifikation und der Rückbesinnung auf Traditionen, Geschichte und Heimat suchten. Diese weit verbreitete These, die zuerst von konservativen Philosophen vertreten wurde, hat wenig empirische Plausibilität. Nicht nur, dass ich keine Globalisierungs- oder Modernisierungsverlierer in der Altstadtdebatte kennengelernt habe. Auch die Vermutung, dass es in Krisenzeiten zu einem Rückfall in Vertrautes kommen kann, bestätigt sich nicht, denn ohne Zweifel waren es die „fetten Jahre“ der Bundesrepublik, in denen Rekonstruktionen in zahlreichen Städten denkbar und finanziell möglich wurden. Ich verfolgte deshalb für Frankfurt²¹ eine andere These und führte 2006

21 Stadtspezifische Analysen zeigen unterschiedliche Ursachen für den Wiederaufbau von zerstörten Altstädten wie z. B. in Frankfurt, Nürnberg und Dresden.

einige Interviews in der ersten erwähnten Gruppe durch, ohne deren Drängen die neue Altstadt nicht verwirklicht worden wäre. Dabei zeigten sich drei Gründe für deren Engagement:

1. Die Stadt mache nichts aus ihrer Geschichte.
2. Die Hochhäuser machten Frankfurt zu einer „amerikanischen Stadt“, die sich international nicht von anderen Städten unterscheide. Die Stadt solle „wieder ein Gesicht“ bekommen, in dem man nur einen kleinen Teil selbst gestalten wolle.
3. Es gab Befürworter der historischen Rekonstruktionen, die, wie vor allem junge Leute aus der Jungen Union, das Gipsmodell der Altstadt „einfach schön“ fanden, sich nicht im Geringsten für die Erinnerung an die vergangene Altstadt interessierten, sondern allein für eine abwechslungsreicher Gestaltung eintraten. Bei diesen jungen Männern und Frauen trat der ästhetische Genuss als Motiv in den Vordergrund. Im Stadtraum wird nach ästhetischen Erlebnissen gesucht, die sich als resonant erweisen, d.h. für die eigene Psychodynamik von Bedeutung sind, weil sie Emotionen auslösen können.

Ob man nun Resonanz, Geschichte oder ein spezifisches Gesicht der Stadt sucht, man möchte sich zu dem Ort in Beziehung setzen können. Dazu bedarf es einer „ansprechenden“ Architektur. Das Interesse an der Rekonstruktion der Neuen Altstadt ist in Frankfurt aber nicht allein als Architekturkritik zu verstehen. Sie hat vielmehr ein soziales Fundament. Die Repräsentation des Status, die Abgrenzung gegen andere, die Rede von den Eliten, das Schmücken mit dem Singulären wurde immer wichtiger, und darauf reagierte auch Frankfurt seit längerem mit dem Wiederaufbau von kriegszerstörten Gebäuden in historischen Baustilen, die zur architektonischen Aufwertung der Stadt beitragen sollten: dem barocken Thurn- und Taxis-Palais und der klassizistischen Stadtbibliothek. Vor dem Hintergrund dieser neuen Ansprüche an eine repräsentative historisierende Stadtarchitektur mit Rückgriff auf architektonische Schätze von einst kann man den Wunsch nach einer neuen Altstadt als Repräsentationsbedürfnis einer bis dahin in dieser Stadt in Neubauten und vom Lebensgefühl nicht repräsentierten, ortsbezogenen Bevölkerung sehen, die ihre Stadt entsprechend ihrem Geschmack vielfältiger machen wollte. Sie konnten sich dank der zunehmenden demokratischen Möglichkeiten – auch mit einem Bürgerbegehren – gegen die Stadtpolitik in einem beharrlichen Kampf soweit durchsetzen, dass ihre Forderungen aufgenommen und politisch zum Kompromiss gebracht wurden.

Die Erinnerungen als Vehikel der verschiedenen Gestaltungsmöglichkeiten hatten ihre Schuldigkeit getan. Welche Erinnerungen ruft nun das fertige Produkt Neue Altstadt hervor?

1. Die Architektur der Neuen Altstadt sperrt sich mit Absicht gegen die konkreten Erinnerungen an die frühere Altstadt. Nur über die alten Namen der Häuser und Gassen zeigt sich die Kontinuität. Trotz Gestaltungsvorgaben, die die Anmutung einer Altstadt ergeben, treten uns gleichzeitig verschiedenste Zeitschichten vor Augen, jedoch kann man an manchen Stellen wie z. B. am Hühnermarkt das neue Nachgebaute von Neubauten kaum unterscheiden.

Originale Spolien (Überreste der zerstörten Bauten) wie nachgebaute Spolien wurden auf verschiedene Nach- und Neubauten verteilt, so dass hier mit der zeitlichen Ordnung der Vergangenheit gespielt wurde. Man kann zwar verschiedene Zeitschichten nebeneinander, aber kaum ein Vorher oder Nachher erkennen. Aus dieser Sicht ist die Neue Altstadt eine Rekonstruktion der Vergangenheit, die die Geschichte als Abfolge von Bauten und Stilen absichtlich missachtet und durch die Vielzahl der Zeitschichten Unübersichtlichkeit produziert.

2. Es kommen jedoch mit den einzelnen Rekonstruktionen der Neuen Altstadt, die von manchen Architekturkritikern als „Heile-Welt-Gebäude“ und „Disneyland“ bezeichnet wurde, Geschichten von Personen der früheren Altstadt ans Tageslicht. Die Geschichten dieser Personen konterkarieren das Bild der Altstadt als heile Welt, Heimat und Ort der Gemütlichkeit. Der Schriftsteller und Demokrat Friedrich Stoltze (1816-1891) war nicht nur ein Mundartdichter, sondern wurde auch ständig in seiner Tätigkeit durch die Zensur behindert; er musste einmal sogar für längere Zeit aus Frankfurt fliehen.

Der Zuckerbäcker Abraham van Hamel, reformiert und niederländischer Herkunft, der zusammen mit seiner Frau die Goldene Waage (1618-21) bauen ließ, war ein Außenseiter. Der für Frankfurt ungewöhnliche Prachtbau hatte zu mehreren Prozessen des reichen Besitzers gegen Nachbarn und gegen einen am Bau beteiligten Handwerker geführt. Man kann sich die Atmosphäre von Streit und Neid vorstellen.

3. Die Diskussion um die Neue Altstadt hatte auch die zunächst nicht intendierten Erinnerungen an die Zerstörung der früheren Altstadt zur Folge, weshalb in der Stadt wieder des Verlustes der Altstadt und der Toten des Luftkrieges, aber nun auch der Opfer der deutschen Angriffe im Ausland nach einer Pause von 22 Jahren wieder gedacht wird. Seit 2010 wird am 22. März ein ökumenischer Gottesdienst abgehalten und alle Innenstadtkirchen läuten die Glocken zur Erinnerung an die Bombennächte hier und anderswo.²² Die Gedenkplakette von 1987 soll nun nicht mehr nur an die Frankfurter Opfer, sondern auch an die Opfer deutscher Bombenangriffe im Ausland erinnern. Sie wird zwischen Dom und

22 J. Arnold, Der „22. März“ im Gedächtnis der Stadt – Kontinuität und Wandel eines Gedenktages, in: M. Fleiter (s. A 16), S. 321.



Abb. 6: Hühnermarkt mit Stoltzebrunnen; Foto: M. Rodenstein.



Abb. 7: Abraham van Hamel; Spolie mit ausgebesselter Nase an der Goldenen Waage; Foto: M. Rodenstein.

der Goldenen Waage ins Pflaster eingelassen. Die negativen, aber doch verblassten Erinnerungen an den Krieg sind also wieder zurück.

4. Die „negativen“ Erinnerungen an die jüdische Vergangenheit der Stadt drängen ans Tageslicht

Im Zusammenhang der Museumsuferplanung wurde 1979 auch die Einrichtung eines Jüdischen Museums im Rothschildhaus beschlossen. So dokumentierte man die Geschichte und Zugehörigkeit der Frankfurter jüdischen Bevölkerung zur Stadt, aber auch ihre Leiden. Damit schien alles gut, dachte man wohl. Im Zusammenhang eines Wettbewerbs zum Paulsplatz schrieb Oberbürgermeister Walter Wallmann 1983: „Uns fällt es heute leichter, die ganze deutsche Geschichte und damit auch – über den Abgrund der jüngeren Vergangenheit hinweg – jene Epochen und Ereignisse wiederzuentdecken, die uns mit Stolz erfüllen.“²³ Doch öffnete sich der Abgrund erst noch einmal gewaltig – und zwar 1987 am Börneplatz bei Bauarbeiten, so dass man um eine ernsthafte Befassung mit der jüdischen Vergangenheit und den Juden als Bewohner der Stadt Frankfurt und ihrem Schicksal in der Nazizeit nicht mehr herum kam.

²³ Zit. nach D. Bartzko, *Architektur kontrovers: Schauplatz Frankfurt*, Frankfurt 1986, S. 115.



Abb. 8: Börneplatzkonflikt 1987; Quelle: www.ffmhist.de [15.01.2019].

Als die erste Nach-Auschwitz-Generation hier groß geworden war, widmete sie sich auf verschiedene Weise auch der Erinnerung, der sich ihre Eltern nur in seltenen Fällen stellen konnten. Aber nicht nur sie, sondern auch Teile der linken Frankfurter Szene forderten Stadt und Polizei heraus, als sie gegen die Umplanung und Überbauung des Platzes der einstigen jüdischen Synagoge protestierten. Der Vorstand der jüdischen Gemeinde hatte sich mit der Stadt über die jüdischen Interessen an dieser Stelle geeinigt, nachdem die Stadt zunächst selbstherrlich glaubte, die Interessen der jüdischen Gemeinde mit vertreten zu können.²⁴

Schließlich eskalierte der Konflikt im Sommer 1987 mit einer mehrtägigen Besetzung des Börneplatzes, als der Boden überraschend das verloren geglaubte Ghetto mit Grundmauern von 19 Häusern und einer Mikwe freigab und die Stadt die Baugrube für eine Straßenverbreiterung und Überbauung mit einem Verwaltungsgebäude wieder zuzuschütten gedachte.

Der bundesweit beachtete Konflikt endete mit der sichtbaren Erhaltung der historischen Reste der Judengasse in einem zweiten jüdischen Museum (1992) in dem Verwaltungsgebäude. Er war aber auch das Startzeichen eines öffentlichen Wiedererinnerns des Holocaust. Er hatte, indem er durch die mehrtägige Platzbesetzung die Stadtpolitik und die Bevölkerung zur Besinnung auf die jüdische Vergangenheit zwang, nicht nur das Tor zur Erinnerung an die jüdische Geschichte der Stadt geöffnet, sondern auch an die Verbrechen der Nationalsozialisten gegenüber den

24 I. Bubis/P. Sichrovsky, „Damit bin ich noch längst nicht fertig“: Die Autobiographie, Frankfurt 1996, S. 254-259.

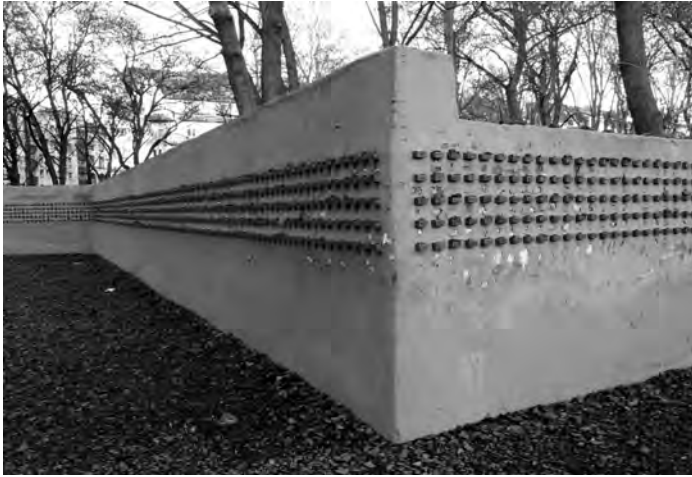


Abb. 9: Gedenkstätte Friedhofsmauer mit den Namen der ermordeten Frankfurter Jüdinnen und Juden; Foto: Foto: M. Rodenstein.

Juden und die die öffentliche Trauer darüber. Seit dieser Zeit entstanden mehr als 100 Gedenktafeln und Gedenkort in der Stadt, die an jüdische Schicksale, den Holocaust und weitere nationalsozialistische Verbrechen. 1996 wurde die Gedenkstätte Neuer Börneplatz zur Erinnerung an die jüdischen Opfer an der Mauer des jüdischen Friedhofs eingeweiht.

Durch den Bau der Europäischen Zentralbank am Mainufer begann 2005 auf Betreiben der Öffentlichkeit die zehnjährige Planungs- und Bauzeit des Mahnmals für die Deportation der mehr als 11.000 Frankfurter Juden. Sehr lange hatte die Stadt diesen Ort vernachlässigt, der Natur überlassen und aus dem Gedächtnis verdrängt. Durch den Bau der Europäischen Zentralbank, der die unter Denkmalschutz stehende Großmarkthalle einbezog, wurden die Ereignisse wieder in die Erinnerung einer breiteren Öffentlichkeit gebracht. In einem Keller der Großmarkthalle waren zwischen 1941 und 1945 alle zur Deportation bestimmten Juden zunächst zusammengepfercht, während darüber das bunte Treiben auf dem Gemüsegroßmarkt herrschte, und die unten nicht wussten, was ihnen bevorstand. Erschütternde Zitate von Überlebenden und Zeitzeugen sind auf Platten im Boden, der zur Eisenbahnrampe führt und an den Wänden zum Kellerraum angebracht.

Ende September 2016 wurde eine weitere Erinnerungstätte, die des KZ Arbeitslagers Walldorf eröffnet zum Gedächtnis an die 1.700 ungarischen Jüdinnen, die unter unsäglichen Bedingungen die erste Betonbahn für den Frankfurter Flughafen bauen mussten. Die Flughafen AG hatte sich lange gegen diese Erinnerung gesträubt.



Abb. 10: Erinnerungsstätte zum Gedenken an die die Deportation der jüdischen Bevölkerung Frankfurts; Foto: *M. Rodenstein*.

Die öffentlichen Erinnerungen werden von privatem Engagement begleitet. Seit 2003 hat der Künstler Gunther Demnig in Frankfurt mehr als seiner 1.400 Stolpersteine vor Häusern verlegt, in denen früher jüdische Bewohner gelebt hatten. Initiatoren sind häufig heutige Hausbewohner, die sich auf diese Weise mit der Vergangenheit (ihrer Eltern) in Beziehung setzen. Die Allgegenwart des jüdischen Schicksals in der Stadt zeigt sich also deutlich, wenn man sie sehen will. Doch ist nun alles gut? Noch lange nicht.²⁵ Aktuell gibt es eine Diskussion um ein Denkmal für die jüdischen Kindertransporte, die vom Frankfurter Hauptbahnhof viele 1.000 Kinder aus Süddeutschland und Österreich ins Ausland brachten.

5. Resümee

Deutlich sind die Zukunftsprobleme, die Erinnerung hervorrufen und es schaffen, sich als soziales Gedächtnis auf dem Boden der Stadt zu materialisieren, in ihrer jeweiligen Zeit zu erkennen. In der Zeit direkt nach dem Krieg musste man über den Nationalsozialismus hinweg sich an Werte für den Aufbau der neuen Gesellschaft erinnern. Hier hatte die positive Erinnerung die Funktion, Leerstellen für ein neues gemeinschaftliches Leben in der Stadt auszufüllen. Dann versandeten so-

²⁵ Die Frankfurter Täter im Nationalsozialismus kamen bisher kaum ins Bild, auch nicht im Historischen Museum. Diese „Aufarbeitung“ soll jetzt beginnen. Seit 2003 gibt es jedoch vom Institut für Stadtgeschichte ein Internet Portal: <http://www.frankfurt1933-1945.de>

wohl die positiven wie negativen Erinnerungen in den 1950er bis Ende der 1970er Jahre, als die Logik der wirtschaftlichen Entwicklung die Zukunftsgestaltung übernahm, bis diese ins Stocken geriet. Die Erinnerung an die die Ästhetik der vergangenen Altstadt am Römerberg wurde aus dem Speicher der positiven Erinnerungen der Stadt geholt und für stadtpolitische Zwecke eingesetzt.

Seit 1987 setzte mit dem Kampf der jungen jüdischen Bevölkerung bei der Auffindung der Ghettoeste die Erinnerung an die lange Zugehörigkeit der Juden zur Stadt, ihre Leiden und die Deportation ein. Dieser gegen die Stadt gewonnene Kampf um das Festhalten der jüdischen Geschichte auf dem Boden der Stadt, der bei der jüngeren jüdischen Bevölkerung der Selbstvergewisserung ihrer Identität diente, stieß lawinenartig das an, was mit den Worten von Alexander und Margarethe Mitscherlich als „Trauerarbeit“ im Sinne der Anerkennung der Schuld geleistet werden musste. Der Kampf um die Neue Altstadt wiederum weist auf eine Entfremdung zwischen Teilen der Bürgerschaft und Politik hin, der mit dem Bau der Neuen Altstadt nicht behoben sein dürfte und strukturell weiter besteht.

Der Prozess, der zur Neuen Altstadt führte, zeigte, dass heute viele von einer Stadt mehr erwarten als permanente wirtschaftliche Aufwertung. So wurde versucht, nach 60 Jahren den Schatz der im Nationalsozialismus zerstörten Altstadt zeitgemäß zu heben, während gleichzeitig an der Gedenkstätte der Deportation der Frankfurter Juden in die Vernichtungslager gearbeitet wurde. Der Nationalsozialismus hat also unsere positiven wie negativen Erinnerungen nach wie vor im Griff. Eine Zukunft ohne die Erinnerung an den Nationalsozialismus und seine Folgen ist derzeit nicht denkbar und wünschenswert.

Schaut man auf den Boden der ganzen Stadt, erhält man ein anderes Bild der Erinnerung an positive wie negative Vergangenheiten der Stadt, als wenn man nur ein Rekonstruktionsprojekt im Blick behält. Beide Stränge der Erinnerung breiten sich derzeit auf dem Boden der Stadt weiter aus, so dass die Stadt immer mehr zu einer Landschaft unterschiedlicher, nebeneinander bestehender Gedächtnisse verschiedener Vergangenheiten wird, für die verschiedene Gruppen in der Stadt sorgen. Die zwei Stränge baulich-visueller Materialisierung der Erinnerungen stehen der Gegenwart als Ressourcen für künftiges Handeln und als Resonanzräume zur Verfügung. Damit erhält das Stadtbild eine Tiefendimension, die ihm bisher fehlte.

Innenstadtquartiere als Orte sozio-ökonomischen Wandels und Schauplätze von Konflikten

Das Beispiel des Belgischen Viertels in Köln

1. Aktuelle Rahmenbedingungen der Stadtentwicklung in Mitteleuropa

Metropolen wie Köln sind heute mehr denn je Orte von globalem wirtschaftlichen und sozialen Wandel. Hinter den auf die Städte einwirkenden Kräften steht in erster Linie die ökonomische Globalisierung. Sie hat nicht nur in Entwicklungs- und Schwellenländern enorme Veränderungen der wirtschaftlichen Basis von Städten hervorgebracht, sondern auch im Globalen Norden. Insbesondere dort hat die Krise der fordistischen Produktion Wirtschaftssektoren, Arbeitsmärkte und räumliche Strukturen von Städten radikal verändert. Seit den 1980er Jahren ist dieser Wandel besonders deutlich in Form von Industrie- und Verkehrsbrachflächen sichtbar geworden: In einigen Städten¹ sind sogar regelrechte Schneisen bzw. Gassen sogenannter *brownfields*² entstanden.

Brownfields bilden zugleich ein stadtentwicklungspolitisch bedeutsames Flächenpotenzial, das im Zuge eines zumeist ökonomisch motivierten Stadtumbaus neuen Nutzungen zugeführt werden kann. Dieser Umbau besteht im Wesentlichen aus der Substitution industrieller durch Unternehmen der gehobenen Dienstleistungsökonomie. Zur letztgenannten Gruppe zählen zum einen Unternehmen aus dem sogenannten Fire-Sektor (Finance [Finanzdienstleistungen, insbesondere Investmentbanking], Insurance [Versicherungen], Real Estate [Immobilienwirt-

1 Viele Beispiele hierfür lassen sich in ehemaligen Montanrevieren, wie dem Ruhrgebiet, finden. Aber auch in Städten, die einst einen großen Bestand an Konsumgüterindustrien aufzuweisen hatten, wie etwa London, taucht dieses Phänomen auf.

2 Der Ausdruck *brownfields* stammt aus der angelsächsischen und angloamerikanischen stadtgeographischen und städtebaulichen Fachliteratur. Er wird dort als Sammelbegriff für aufgegebene Industrie- und Gewerbeflächen in Städten verwendet. Inzwischen ist er auch in der deutschsprachigen Stadtgeographie ein feststehender Fachbegriff.

schaft]). Zum anderen gehören auch hoch spezialisierte unternehmensbezogene Dienstleister zu dieser Gruppe. Sie unterstützen Betriebe des Fire-Sektors. Zu ihnen werden zumeist Notare, Anwaltskanzleien, Wirtschaftsprüfer, Beratungsunternehmen, EDV-Spezialisten sowie Betriebe der Werbe- und Medienwirtschaft als Vertreter der Kreativwirtschaft³ gerechnet. Niederlassungen aus diesen Sparten sind alleine aus Imagegründen auf gute, in vielen Fällen sogar auf exzellente Lagen angewiesen. Neben der Innenstadt und neuerdings auch sogenannten *Airport-Cities* in bzw. an Flughäfen werden von diesen Branchen sowohl am Wasser gelegene Standorte als auch gründerzeitliche Quartiere nachgefragt. Genau dort, in den gründerzeitlichen Stadträumen, sind neue, attraktive Symbiosen von hochwertigen Arbeitsplätzen, insbesondere in der Kreativwirtschaft, hochpreisigem Wohnraum und freizeitbezogenen Nutzungen entstanden. Damit entsprechen diese Viertel wegen der hier vorhandenen Funktionsmischung im Übrigen auch dem aktuellen Leitbild der „Stadt der kurzen Wege“ und damit einer am Nachhaltigkeitsideal orientierten Stadtentwicklung.

Zudem hat die durch die Globalisierung ausgelöste Veränderung der Arbeitsmärkte auch einen gesellschaftlichen Wandel begünstigt. Urbanität genießt eine neue Wertschätzung, was u. a. in einer Zunahme kleiner Haushalte zum Ausdruck kommt. Vor allem junge urbane Eliten und sogenannte Gentrifier leben ganz überwiegend in Ein-Personen-Haushalten. Deren Quote liegt in manchen innenstadtnahen Vierteln sogar jenseits der 70%-Marke. Die neue Wertschätzung urbanen Lebens und Wohnens kennzeichnet jedoch zunehmend nicht nur die Pioniere und Träger der Gentrifizierung, sondern in zunehmenden Maße auch bestimmte konsolidierte Familienhaushalte, die in früheren Stadtentwicklungsphasen die Kernstädte noch als „Suburbanisierer“ verlassen hatten.

Insbesondere diejenigen gründerzeitlichen Quartiere, in denen sich die Kreativwirtschaft ausgebreitet hat, sind in vielen Fällen zugleich begehrte Wohnstandorte der hier arbeitenden Gruppen geworden, so dass sich in diesen Vierteln sogenannte kreative Milieus entwickelt haben. Dazu zählen auch innovative Formen des Einzelhandels, wie Konzept-Stores, die Szenegastronomie und hochspezialisierte private Dienstleister, die sich auf die besonderen Konsumwünsche der Gentrifier eingestellt haben. Die neue Mischung verschiedener Funktionen und Milieus hat jedoch auch Unverträglichkeiten, Probleme, mitunter sogar Konflikte erzeugt, wie am Beispiel des *Belgischen Viertels* in Köln im Verlaufe dieses Beitrags aufgezeigt wird.

3 Diese werden im internationalen Fachjargon auch als *creative industries* bezeichnet.

2. Thesen und theoretische Konzepte

In der Regel haben nicht alle Teile der Städte in gleichem Maße vom wirtschaftlichen Stadtbau profitieren können. Mancherorts kam es zu einer (unerwünschten) gesellschaftlichen Ausdifferenzierung, mitunter sogar zu einer sozialen Spaltung.

Zur Erklärung derartiger Auswirkungen sind seitens der geographischen Stadtforschung verschiedene Thesen und theoretische Konzepte entwickelt worden, von denen die Vorstellungen Sojas⁴ die größte Akzeptanz erfahren haben. Sein Modell der *dual* bzw. *two speed city* unterstellt dabei, dass die ökonomische Restrukturierung der Städte eine Aufspaltung des Arbeitsmarktes in gesicherte und ungesicherte Beschäftigungsverhältnisse zur Folge habe. Diese Spaltung habe sich in einer dichotomen sozialräumlichen Stadtstruktur niedergeschlagen.

Das von Häußermann 1991 vorgeschlagene *Modell der dreigeteilten Stadt* geht hingegen von einem Stadtzentrum (*erste Stadt*) aus, in dem sich hochrangige Unternehmen der globalen Dienstleistungsökonomie konzentrieren, welche die internationale Wettbewerbsfähigkeit der Stadt gewährleisten.⁵ Die sogenannte *zweite Stadt* fasst die Wohn-, Arbeits- und Versorgungsstätten der sozial integrierten Mittelschichten zusammen. Problematisch ist vor allem die *dritte Stadt*. Unter diesem Etikett werden marginalisierte Stadträume zusammengefasst, in denen sich sozial schwache Gruppen in sog. A-Vierteln⁶ sammeln. Beispiele hierfür liefern etwa in der europäischen Stadt an den Stadträndern errichtete Großwohnsiedlungen aus den 1960er und 1970er Jahren.

Ein differenzierteres Bild der Stadtstruktur hat Krätke entworfen, dessen Modell der *quartered city* von einer noch feineren Ausdifferenzierung der sozialräumlichen Strukturen ausgeht.⁷ Krätke sieht die Städte in sozio-ökonomische Flickenteppiche mit Armutinseln und Luxusquartieren auseinanderfallen. An die Innenstadt, die durch Büros, Shopping-Center, Urban Entertainment-Center etc. geprägt ist, schließt sich die gentrifizierte Wohnstadt an. In deren aufgewerteten Altbauquartieren, wie auch in am Rande der City gelegenen, modernen Apartmentkomplexen bzw. Villenvierteln, residieren die jungen urbanen Eliten, die in den Unternehmen der gehobenen Dienstleistungsökonomie beschäftigt sind. Des Weiteren gliedert

4 E. W. Soja, Postmoderne Urbanisierung. Die sechs Restrukturierungen von Los Angeles, in: G. Fuchs/B. Moltmann/W. Prigge (Hrsg.), *Mythos Metropole*, Frankfurt a. M. 1995, S. 125-137.

5 H. Häußermann, *Stadt und Raum*, Pfaffenweiler 1991.

6 Der aus der Stadtsoziologie entlehnte Begriff des A-Viertels steht für Ausländer, Alleinerziehende, Arbeitslose, Asylysuchende.

7 S. Krätke, *Stadt, Raum, Ökonomie*. Einführung in aktuelle Problemfelder der Stadtökonomie und Wirtschaftsgeographie (Stadtforschung aktuell 53), Basel 1995.

Krätke die Wohngebiete des Mittelstandes, der niedrig entlohnten Arbeiterbevölkerung und der verarmten Bevölkerung aus.

Den Schlüssel zum Verständnis der gesellschaftlichen Ausdifferenzierungsprozesse liefert in allen drei Konzepten der Umbau der ökonomischen Basis der Städte. Global wirksame Veränderungen haben jedoch nicht nur innerhalb von Städten ihre Spuren hinterlassen. Vielmehr haben sie sich auch in einer Spaltung von Städtesystemen bemerkbar gemacht. Zu den Gewinnern zählen jene Städte, die das Stigma von Deindustrialisierung und wirtschaftlichem Abschwung überwinden konnten und sich durch eine zukunftsfähige Reindustrialisierung bzw. den Ausbau der Dienstleistungswirtschaft eine neue und zukunftsfähige ökonomische Basis sichern konnten. München, Frankfurt und Köln liefern hierfür die Paradebeispiele. Andere Städte, zum Beispiel die nördlichen Ruhrgebietsstädte und viele Großstädte in Ostdeutschland, haben diesen Turn nicht geschafft. Ihnen gelang es aus verschiedenen Gründen nicht, sich auf die veränderten Rahmenbedingungen einer globalisierten Weltwirtschaft einzustellen. Sie blieben daher durch wirtschaftliche und soziale Nöte gezeichnet.

Im Mittelpunkt des folgenden Beitrags steht das Belgische Viertel in Köln. Im Sinne Krätkes handelt es sich bei diesem gründerzeitlichen Stadterweiterungsquartier um einen besonderen Typ der gentrifizierten Wohnstadt, die historisch-genealogisch der Kölner *Neustadt* zugeordnet werden kann. Diese entstand überwiegend in den beiden letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts.

3. Das Belgische Viertel in der Kölner Neustadt – eine geographische Einordnung

Das Belgische Viertel ist eines von 15 Quartieren der Kölner Neustadt (vgl. Abb. 1). Die Neustadt wurde nach dem Schleifen der preussischen Stadtbefestigung ab 1881 auf dem inneren Abschnitt des einstigen Festungsrayons errichtet. Insgesamt standen für ihren Bau 450 ha zur Verfügung.⁸ Die Kölner Neustadt schmiegt sich in Form eines halben Kreisringes von 400 bis 500 Meter Tiefe westlich an die Kölner Altstadt an. Der überwiegende Teil dieser planmäßig durchgeführten Stadterweiterung war zu Beginn des Ersten Weltkriegs fertiggestellt. Die Kölner Neustadt ist ein hochverdichteter Stadtraum, der nicht als einheitlicher Stadtteil entworfen wurde. Vielmehr wurde sie als ein Konglomerat „verschiedenster Viertel geplant, deren architektonisches Erscheinungsbild sich entsprechend den

8 H. Kier, Die Kölner Neustadt, Düsseldorf 1978, S. 33.

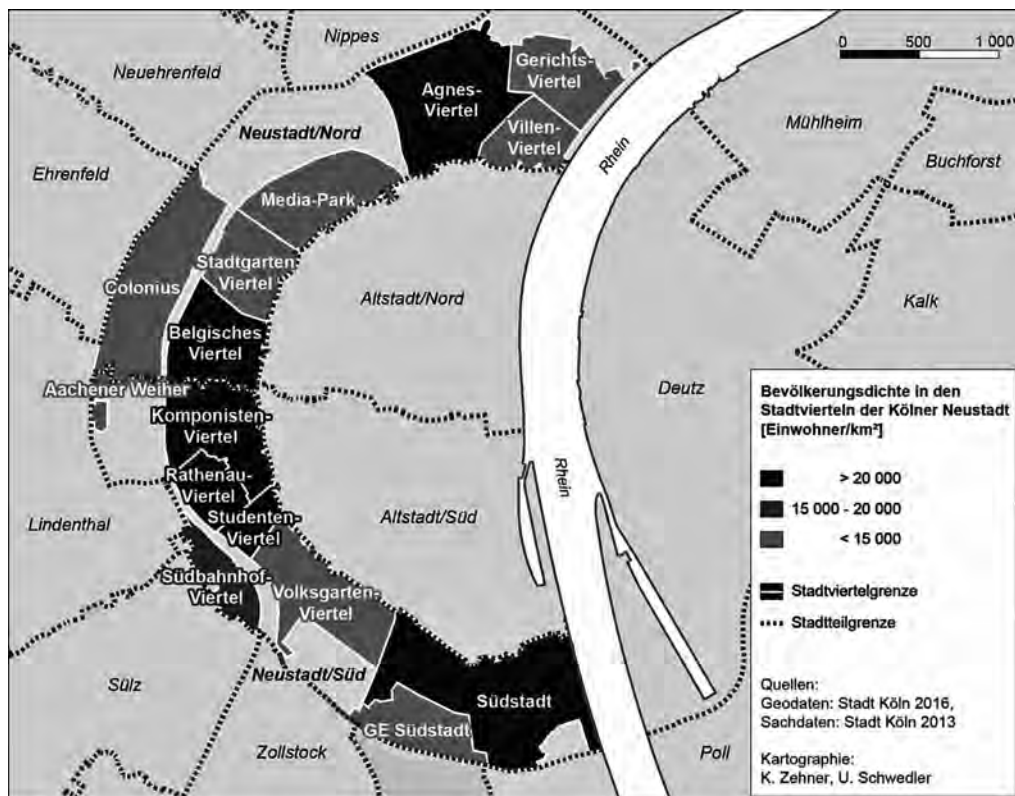


Abb. 1: Die Kölner Neustadt – Quartiere und Bevölkerungsdichten; Entwurf: K. Zehner.

stadtplanerischen, stadtgeographischen und wirtschaftlichen Bedingungen von Viertel zu Viertel änderte“⁹

Neben der nach dem Vorbild Wiens gestalteten prachtvollen Ringstraße sind die zahlreichen Ausfallstraßen sowie die sternförmigen Plätze markante Grundrisselemente der Neustadt. Ihr Aufriss wird durch vier- bis fünfstöckige, traufständige Mietshäuser bestimmt. Deren Fassadengestaltung spiegelt auch heute noch zum Teil den sozialen Status der Schichten, für die die einzelnen Viertel geplant waren, wider. Die Anordnung und Ausgestaltung der Stockwerke weist eine beachtliche Bandbreite auf. Gelegentlich besitzen die Häuser ein Souterrain, das sowohl zu Wohnzwecken als auch gewerblich, etwa durch Galerien oder durch Boutiquen, genutzt wird.

9 Ebd., S. 122.



Abb. 2: Gründerzeitliches Wohngebäude in der Genter Straße; Foto: K. Zehner.

Manche Häuser weisen auch ein Hochparterre auf. In den Blockinnenbereichen befinden sich in den meisten Fällen Hinterhäuser und sogenannte Gartenhäuser, die für derartige Stadterweiterungsgebiete der Gründerzeit typisch sind.

Das Belgische Viertel liegt im Westen der Kölner Neustadt und wird administrativ dem Stadtteil *Neustadt-Nord* zugerechnet (vgl. Abb. 1). Seine Bezeichnung ist abgeleitet von den Namen bedeutender belgischer, z. T. auch niederländischer Städte und Provinzen. Erbaut wurde das Viertel im Wesentlichen zwischen 1884 und 1900.

Im Zweiten Weltkrieg wurde etwa ein Drittel der Wohnbauten zerstört. In den ersten Nachkriegsjahrzehnten wurden weitere Gebäude, insbesondere an bzw. in der Nähe der Ringstraße, abgerissen, um Platz für moderne Bürogebäude oder Parkhäuser zu schaffen.¹⁰ Eine 1961 von Conrad vorgelegte Karte zur Viertelsbildung der Kölner Neustadt¹¹ weist das Belgische Viertel als ein Quartier aus, in dem zwei Enklaven und zwar die Blöcke um den Brüsseler Platz sowie die Häuser in der Genter, Maastrichter,

der Lütticher und der Flandrischen Straße als Wohngebiete sozial höher gestellter Schichten hervortreten (vgl. Abb. 2). Sie werden eingeschlossen von Wohngebieten für mittlere Einkommensschichten. Die Aachener Straße, an der sich etliche prachtvolle Häuser reihen, hat das Belgische Viertel mit dem südlich angrenzenden Viertel um den Rathenauplatz verbunden. Kier betont in ihrer Monographie über die Kölner Neustadt, dass der vornehme Charakter dieser einst bevorzugten Wohngegend noch gut an den aufwendigen Fassaden abgelesen werden könne.¹²

Heute ist das Belgische Viertel eines der am dichtesten besiedelten Quartiere Kölns. Hier wohnen 6.770 Personen, was rechnerisch einer Bevölkerungsdichte von ca. 22.340 Einwohnern pro Quadratkilometern entspricht. Der überwiegende Teil von ihnen (78,7%) befindet sich im erwerbsfähigen Alter, d. h. zwischen 18 und 65

10 R. Stöcker, Wohnen einst und jetzt im Belgischen Viertel, in: D. Wiktorin/J. Blenck/J. Nipper/M. Nutz/K. Zehner (Hrsg.), Köln. Der historisch-topographische Atlas, Köln 2001, S. 162-163.

11 R. Conrad, Die Kölner Neustadt und der „innere“ Grüngürtel, in: K. Kayser/T. Kraus, Köln und die Rheinlande (Festschrift zum XXIII. Deutschen Geographentag vom 22.05. bis 26.05.1961 in Köln), Wiesbaden 1961, S. 170.

12 H. Kier (s. A 8), S. 7.

	Belgisches Viertel	Neustadt Nord	Köln (Gesamtstadt)
Einwohnerdichte (Ew/qkm)	22.340	11.693	2.579
Einpersonenhaushalte (%)	70,8	66,3	50,4
Einwohner <18. J. (%)	8,1	9,8	15,5
Einwohner >65 J. (%)	13,2	13,4	17,7

Tab. 1: Soziostrukturelle Kennziffern des Belgischen Viertels im Vergleich;
Quelle: *Stadt Köln*, 2016.

Jahren. Mit 8,1% liegt der Anteil der Kinder und Jugendlichen deutlich unter dem der benachbarten Viertel in der Neustadt Nord (9,8%) (vgl. Tab. 1). Auch der Anteil der Senioren ist mit 13,2% unterdurchschnittlich.

Die soziale Situation der Bewohner ist überwiegend als unproblematisch einzustufen. Der Anteil der SGB II – Empfänger liegt bei nur 7,2% und damit deutlich unter dem Mittel für die ganze Stadt (13,2%). Mehr als zwei Drittel aller Haushalte sind Ein-Personen-Haushalte (vgl. Abb. 3). Insgesamt gibt das Belgische Viertel das Bild eines Quartiers ab, in dem überwiegend wirtschaftlich aktive Personen mittlerer Altersgruppen leben.

3.1. Wirtschaftliche Nutzungen

Obwohl im Belgischen Viertel ganz überwiegend die Wohnfunktion dominiert, ist das Quartier auch Standort einer Vielzahl unterschiedlicher wirtschaftlicher Nutzungen. Im Rahmen einer vollständigen Nutzungserhebung konnten im Belgischen Viertel im April 2016 insgesamt 749 gewerbliche Nutzungen festgestellt werden.¹³ 124 Nutzungen (16,6%) entfielen dabei auf den Einzelhandel. Bemerkenswert sind zum einen inhabergeführte, z.T. recht ausgefallene Textil- und Modegeschäfte, die sich unter dem Label *Chic Belgique* gemeinsam nach außen vermarkten. Des Weiteren sind im Belgischen Viertel etliche sogenannte Konzept-Stores entstanden, deren Gestaltung und Produkte zum einen auf die im Quartier wohnenden und arbeitenden kaufkräftigen Gentrifier zugeschnitten sind. Zum anderen hat das Einkaufsquartier Belgisches Viertel inzwischen einen weit über das Viertel hinaus-

¹³ Im Rahmen eines studentischen Praktikums am Geographischen Institut der Universität zu Köln wurde zwischen dem 2. und 14. April 2016 eine komplette Erhebung des Gebäudebestandes und der Nutzungen im Belgischen Viertel durchgeführt.

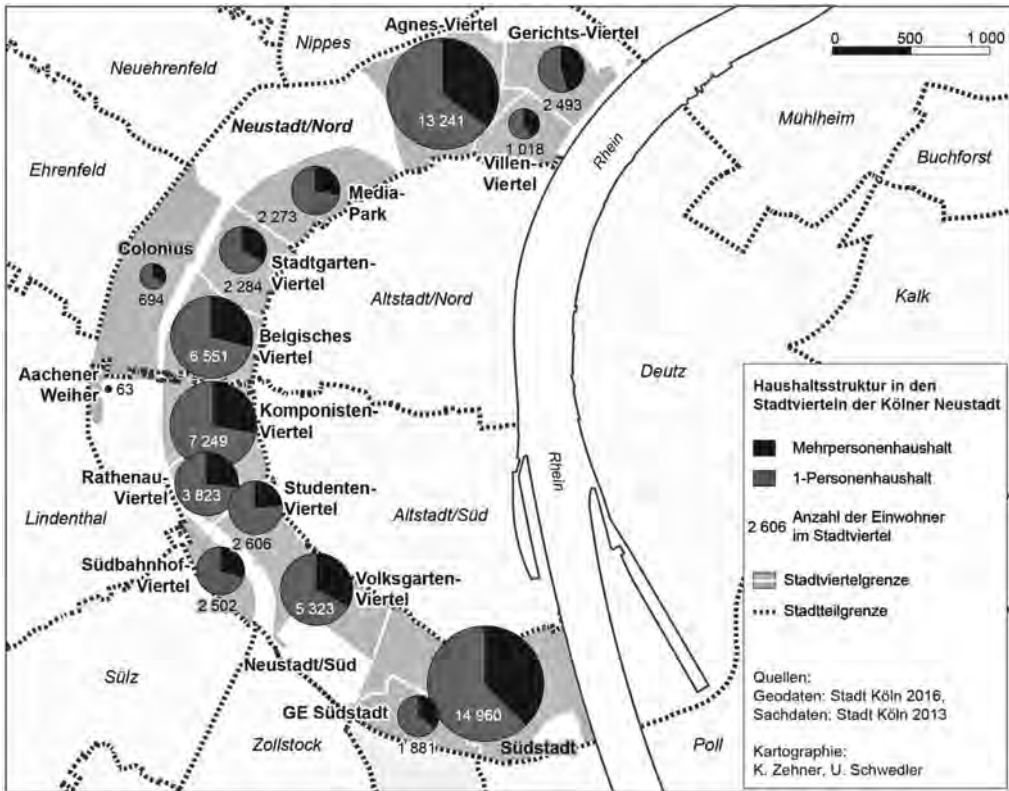


Abb. 3: Bevölkerungszahl und Haushaltsstruktur in den Quartieren der Kölner Neustadt; Entwurf: K. Zehner.

gehenden Einzugsbereich und nimmt zunehmend eine Ergänzungsfunktion zur direkt angrenzenden Kölner City ein. Dies belegt auch die hohe Zahl an Textil- und Modegeschäften im Belgischen Viertel. Mit seinem hohen Innovationspotenzial übernimmt der Einzelhandel des Belgischen Viertels teilweise die Funktion der zunehmend filialisierten Ehrenstraße am Rande der Kölner City.¹⁴

Die Gastronomie versucht auch die kaufkräftigen Kunden im Belgischen Viertel zu erreichen. Insgesamt befinden sich dort 88 gastronomische Betriebe; ca. die Hälfte von ihnen (47 = 53,4%) sind Restaurants, die meisten von ihnen mit internationaler Küche; es folgen mit 29 Betrieben (33%) Bars und Cafés. In geringerer Zahl sind hier Schnellrestaurants sowie Clubs und Discos vertreten. Räumlich konzen-

¹⁴ Stadt Köln, Amt für Stadtentwicklung und Statistik, Einzelhandels- und Zentrenkonzept, Köln 2010, S. 213.

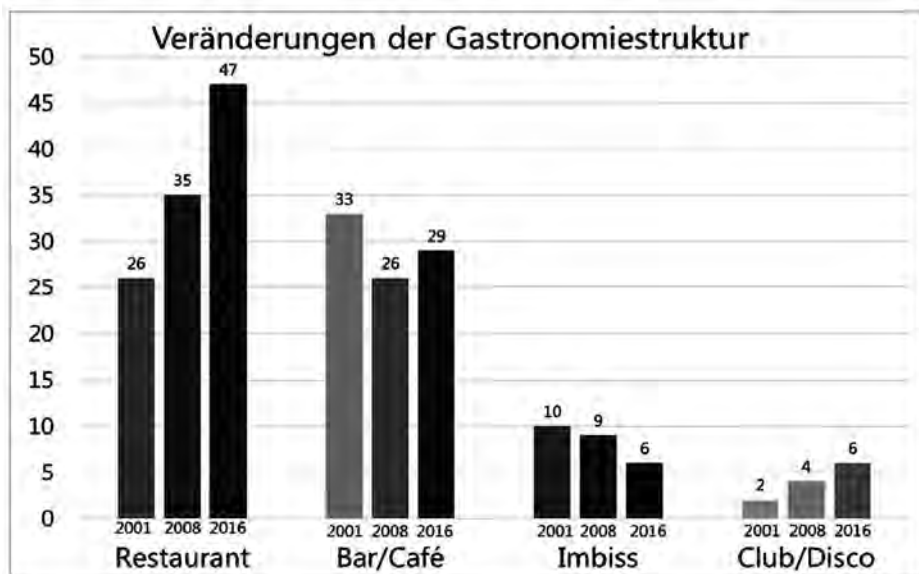


Abb. 4: Veränderung der gastronomischen Struktur des Belgischen Viertels (Angaben in absoluten Zahlen); Entwurf: K. Zehner.

triert sich die Gastronomie auf die Aachener, Venloer und die Brüsseler Straße, es sind jedoch vereinzelt auch innerhalb des Belgischen Viertels Restaurants und Cafés vertreten.

Bemerkenswert ist, dass sich seit dem Jahre 2001 die Zahl der Restaurants nahezu verdoppelt hat, während die Zahl der preiswerten Imbisse bzw. Schnellrestaurants zurückgegangen ist (Abb. 4). Diese Veränderung ist auch als deutlicher Hinweis auf die Gentrifizierung des Quartiers zu werten.

Insbesondere die Aachener Straße hat sich im Laufe der letzten 15 Jahre von einer Einkaufsstraße am Rand der Kölner City mit hohem Anteil an Geschäften des kurzfristigen Bedarfs zu einer Kultur- und Gastronomiedestination gewandelt, deren Einzugsbereich weit über die Quartiersgrenzen hinausreicht.

Auf eine Gentrifizierung verweisen auch Bestand und Art der höherwertigen Dienstleister. Ein Großteil von ihnen kann zur Kreativwirtschaft gezählt werden. Hierunter lassen sich eine Vielzahl von Branchen aus den Bereichen Kunst, Kultur, Film, Medien, Internet, Printmedien etc. zusammenfassen. Neben Gastronomie und Einzelhandel wurden im April 2016 insgesamt 495 weitere gewerbliche Betriebe erhoben. Rund ein Viertel ($135 = 27,3\%$) davon können der Kreativwirtschaft im oben genannten engeren Sinne (Kultur und Medien) zugeordnet werden. Ein weiteres Drittel ist den sonstigen höherwertigen Dienstleistungen z. B. Anwalts-



Abb. 5: Hinweisschild auf Firmen der Kreativwirtschaft; Foto: K. Zehner.

kanzleien, Finanzdienstleistern oder medizinischen Dienstleistungen zuzuordnen, die nach Florida, ebenfalls der *creative class* zugerechnet werden.¹⁵

Diese ökonomische Entwicklung mag durchaus neu und insbesondere auch der Entwicklung Kölns zu einer Medienhauptstadt geschuldet sein. Gleichwohl war das Belgische Viertel bereits von Beginn an ein Quartier, in dem in den künstlerischen Berufen aktive Personen lebten. So skizziert Utecht in ihrer Dissertation über die Wirtschafts- und Sozialtopographie der Alt- und Neustadt von Köln das Belgische Viertel und die angrenzenden Straßenzüge in den späten 1920er Jahren wie folgt: „Bemerkenswert ist, dass dieser Neustadtkomplex [gemeint ist das Belgische Viertel, Anm. Vf.] von Künstlern verschiedenster Berufe als Wohngegend bevorzugt wird. Zu nennen sind Sänger, Pianisten, Schauspieler, Musik- und Gesanglehrer. Zu dem gleichen Berufszweig gehören die städtischen Musiker und Kapellmeister, die ebenfalls in der Anwohnerschaft hervortreten. Es wohnen derartige künstlerisch Berufstätige in der Flandrische Straße, Lütticher Straße, Brüsseler Straße und Brabanter Straße.“¹⁶

15 R. L. Florida, *The rise of the creative class*, New York 2012.

16 E. Utecht, *Wirtschafts- und Sozialtopographie der Alt- und Neustadt von Köln*, Köln 1929, S. 73.

4. Konflikte um den Brüsseler Platz und planerische Handlungsansätze im Belgischen Viertel

Der Brüsseler Platz im Zentrum des Belgischen Viertels ist in den vergangenen zehn Jahren zum Schauplatz von Konflikten zwischen Anwohnern und nächtlichem, Vergnügung und Begegnung suchendem, Freiraumpublikum geworden. Insbesondere zwischen 2008 und 2011 spitzte sich die Situation um den Brüsseler Platz zu. In warmen Sommermonaten hielten sich mitunter bis zu 1.500 überwiegend junge Besucher bis in die frühen Morgenstunden am Brüsseler Platz auf, um zu kommunizieren und – meistens an den nahegelegenen Kiosken gekauften – Alkohol zu konsumieren. Die im Folgenden skizzierte *Konfliktbiographie* zeichnet die problematischen Nebeneffekte einer *postmodernen Innenstadttransformation* nach. Die sich am Brüsseler Platz manifestierten Konflikte sind einerseits eine Folge der Gentrifizierung des Belgischen Viertels. Andererseits spiegelt sich in Ihnen auch eine seit gut zwei Jahrzehnten zu beobachtende neue politische und planerische Wertschätzung urbaner öffentlicher Räume und, nachfolgend, deren gesellschaftliche Aneignung als Schauplatz und Bühne der europäischen Stadt(kultur) wider. „Der öffentliche Raum ist die tragende Struktur der Europäischen Stadt: Ihr Gesicht, ihre Essenz, ihre Identität. Straßen, Plätze und Parks bilden die Bühne für soziales, wirtschaftliches und kulturelles Leben, die Schauplätze von Arbeit und Konsum, von Armut und Reichtum, von Festen und politischen Aktionen.“¹⁷

Im Sinne der räumlichen Konfliktforschung (u. a. Oßenbrügge 1983¹⁸ und Reuber 1999¹⁹) stellen raumbezogene Konflikte insbesondere deshalb ein interessantes empirisch erfassbares Beobachtungsobjekt dar, weil sie „Einblick in die Gestaltungs-, Verhinderungs- und Definitionsmacht lokaler Akteure über die räumliche Entwicklung“ ermöglichen.²⁰ Auch wenn, wie einleitend erläutert, die Triebfedern postindustrieller Stadtentwicklungsprozesse auch im Globalen Norden in der Regel außerhalb der direkten Einflussphäre der lokalen Akteure liegen, so haben ihre Handlungen und Interaktionen doch direkten oder indirekten Einfluss auf die Gestalt, Funktion und Nutzung des Stadtraumes.

17 *Deutscher Städtetag, Fachkommission Stadtentwicklung und Stadtplanung, Strategien für den öffentlichen Raum – Ein Diskussionspapier, Köln/Berlin 2006; S. I.*

18 *J. Oßenbrügge, Politische Geographie als räumliche Konfliktforschung. Konzepte zur Analyse der politischen und sozialen Organisation des Raumes auf der Grundlage anglo-amerikanischer Forschungsansätze (Hamburger Geographische Studien, Heft 40), Hamburg 1983.*

19 *P. Reuber, Raumbezogene politische Konflikte. Geographische Konfliktforschung am Beispiel von Gemeindegebietsreformen (= Erdkundliches Wissen, 131) Stuttgart 1999.*

20 *M. Höhmann, Konfliktraum Stadt – Widerstand gegen eine Stadtplanung ‚von oben‘ und seine räumlichen Spuren, in: G. Schweizer/F. Kraas/K. Zehner (Hrsg.), Köln und der Kölner Raum. Ein geographischer Exkursionsführer, Teil 2, Köln 2004, S. 72.*

4.1. Konfliktbiographie

Wie bereits dargestellt, ist der Brüsseler Platz wie das gesamte belgische Viertel im Zusammenhang mit der Stadterweiterung der Kölner Neustadt entstanden. Städtebaulich prägend ist die zweitürmige Kirche St. Michael in der Blickachse der Maastrichter Straße, um die 1909 ein repräsentativer Schmuckplatz entstand.²¹ Seine heutige Gestalt hat der Platz seit 1979 erhalten. Er steht damit exemplarisch für das städtebauliche Leitbild der behutsamen Stadterneuerung, das die Abkehr von den Flächensanierungen der 1960er und 1970er Jahre darstellte.

In diesem Sinne hatten die städtischen Planer angestrebt, mit Verkehrsberuhigungen, Begrünungen und kleinteiligen Wohnumfeldmaßnahmen den Wohnwert der hoch verdichteten Gründerzeitviertel zu steigern. Einige dieser Maßnahmen sind auch im Belgischen Viertel noch zu erkennen: Typisch sind zum Beispiel die bis heute bestehenden und entsprechend „in die Jahre gekommenen“ Hochbeete mit ihren Betoneinfassungen, die Anlage von Spielflächen südlich und nördlich der Kirche St. Michael sowie der Rückbau von Straßenland, zum einen der Brüsseler Straße und zum anderen in den Bereichen an der Nord- und Südseite der Kirche. Aus dem einstigen Schmuckplatz wurde so ein autoverkehrsfreies Areal für Freizeitwecke der Quartiersbewohner. Im hoch verdichteten Belgischen Viertel stellt der Brüsseler Platz den einzigen begrünten Stadtplatz mit Aufenthaltsqualität dar.

Der erste Auslöser für die bis heute anhaltenden Kontroversen um die Gestaltung und Nutzung des Brüsseler Platzes waren die im Sommer 2003 von Seiten einiger lokaler Immobilienbesitzer angestoßenen Überlegungen zur neuerlichen Umgestaltung des Platzes. Diesen Plänen zufolge sollte einerseits die Brüsseler Straße begradigt werden. Andererseits sollten die Außengastronomieflächen erweitert werden. Dazu wäre es notwendig gewesen, sämtliche Hochbeete und rund vier Fünftel des alten Baumbestandes auf dem Platz zu entfernen. Nach Bekanntwerden der Pläne schloss sich eine Gruppe von Anwohnern zusammen, die sich gegen diese Überlegungen aussprach und über 1.000 Protestunterschriften sammeln konnte. Diese Initiative sorgte nach intensiven Auseinandersetzungen innerhalb der Lokalpolitik dafür, dass eine Umgestaltung verworfen wurde. Im Zuge dieser Kontroverse gründete sich die Anwohnerinitiative „Querbeet“, die sich seitdem mit großem zeitlichen, aber auch finanziellem Engagement um die Bepflanzung, Pflege und Bewässerung der Hoch- und Flachbeete rund um die Kirche kümmert und bis heute ein maßgeblicher Akteur im aktuellen Nutzungskonflikt ist. Nach dem Erfolg im Streit um den Erhalt des verkehrsbefreiten und begrünten Brüsseler Platzes (Verhinderungsmacht) und an dessen Bewahrung, hatte die In-

21 *Stadt Köln, Stadtplanungsamt, Ideenwerkstadt Brüsseler Platz – Dokumentation des Planungs- und Beteiligungsprozesses, Köln 2016.*

itiative Querbeet zudem – unfreiwillig – einen maßgeblichen Anteil an der wenig später einsetzenden Entwicklung.

Die sukzessive Aneignung des Brüsseler Platzes durch junge, überwiegend nicht aus dem Viertel stammende Erwachsene und seine Nutzung als Treffpunkt und Verweilort für abendliches und nächtliches „mediterranes Chillen“²² nahm Mitte der 2000er Jahre, unter anderem im Rahmen des katholischen Weltjugendtages in Köln (2005) ihren Anfang. Eine Steigerung ihrer Popularität erfuhren öffentlicher Plätze generell während der Fußball Weltmeisterschaft 2006 in Deutschland. Wie viele andere Großstädte bot auch die Stadt Köln an mehreren Plätzen innerhalb des Stadtgebietes auf sogenannten „Fanmeilen“ Public Viewing an. Damit leistete sie einen maßgeblichen Beitrag zur Etablierung und Ausbreitung der Freiluftkultur. Bereits zuvor waren Abschnitte der nahegelegenen Ringstraße und die Maastrichter Straße Schauplatz von Open Air-Bühnen im Rahmen eines Ringfestes, das bis 2005 ursprünglich als Begleitveranstaltung zur Musik-Messe Popkomm jährlich in Köln stattfand und an jeweils drei Tagen mehrere 100.000 Zuschauer in die Innenstadt zog. Neben diesen initialen Events des Stadtmarketings, welche die Entwicklung beförderten, benennt Wiener weitere Faktoren, die in ihrem Zusammenwirken in den vergangenen rund zehn Jahren in zahlreichen deutschen Großstädten zur verstärkten Aneignung öffentlicher Räume für abendliche und nächtlichen Freizeitgestaltung durch ein urbanes, überwiegend jugendliches, studentisches Publikum geführt haben:²³

- ▷ Die Gesetzgebungen zum Nichtraucherschutz in den Bundesländern (NRW 2007; 2013 mit nahezu flächendeckendem Rauchverbot in Gastronomiebetrieben).
- ▷ Die teilweise sprunghaft gestiegenen Preise für den alkoholische Getränke in der Gastronomie seit der Währungsumstellung auf den Euro.
- ▷ Die Liberalisierung der Ladenöffnungszeiten mit der Möglichkeit, an Werk- und Wochenendtagen bis 24 Uhr auch in Lebensmittelmärkten vor allem Alkoholika einzukaufen.
- ▷ Die Ausbreitung von digitalen Kommunikationsmedien zur Bekanntmachung und Bewerbung „angesagter“ Treffpunkte und zur spontanen Verabredung.

Gleichzeitig wird die reale (Massen-)Begegnung und Kommunikation im öffentlichen Raum als Ausgleich und Gegengewicht zu einer zunehmend digitalisierten und durchrationalisierten Arbeits- und Ausbildungswelt begriffen.

Seit 2006 wurden rund um den Brüsseler Platz zunehmend Anwohnerbeschwerden über nächtliche Ruhestörungen und die „Vermüllung“ des Platzes, insbeson-

22 D. Wiener, Abschlussbericht zur Moderation am Brüsseler Platz, Köln 2009, S. 4.

23 Ebda, S. 33.

dere der Hochbeete durch Kronkorken, Zigaretten, Fastfood und Verpackungsreste etc. laut. Daraufhin fand im November 2008 auf Einladung des Bezirksbürgermeisters eine Bürgerversammlung im Pfarrsaal von St. Michael statt. Dort wurde von der Mehrheit der weit über 100 anwesenden Anwohnern sehr deutlich gefordert, durch konsequentes ordnungsrechtliches Eingreifen der Stadt, z. B. nächtliches Alkohol- und Glasverbot mit entsprechenden Bußgeldern, Platzverweisen etc., die aus Sicht zahlreicher Anwohner untragbare nächtliche Lärm- und Müllbelästigung zu unterbinden.²⁴ So naheliegend diese Forderung aus Anwohnersicht ist, so stehen der rigorosen Durchsetzung von Verboten auf öffentlichen Plätzen doch zahlreiche juristische Hürden gegenüber. Diese resultieren u. a. aus der schwierigen Abwägung des Schutzes der Nachtruhe gegenüber dem Interesse der Allgemeinheit und der Schwierigkeit, einzelne Störer der Nachtruhe eindeutig zu identifizieren. Daher beschloss der zuständige Ratsausschuss der Stadt Köln Anfang 2009 auf Dringlichkeitsantrag der Fraktionen in der Bezirksvertretung Innenstadt stattdessen die Durchführung eines Moderationsverfahrens. „Das Moderationsverfahren soll die Probleme und Bedenken der Bürgerinnen und Bürger am Brüsseler Platz erfassen und es soll ein gemeinsam ein akzeptabler Lösungsansatz gefunden werden.“²⁵

Im Rahmen dieses extern moderierten Prozesses, der bis heute andauert, wurden die maßgeblichen Konfliktparteien – Anwohner, die Initiative Querbeet, Gastronomen, Kiosk-Besitzer, die Kirchengemeinde St. Michael und als heterogenste Konfliktpartei die Besucherinnen und Besucher des Platzes – gezielt angesprochen, um deren Interessen zu ermitteln. In mehreren Foren wurden gemeinsam Vorschläge entwickelt, um den entstandenen manifesten Konflikt zwischen dem Recht der Anwohner auf Nachtruhe und dem Recht der Besucher auf Nutzung des öffentlichen Raumes zu lösen oder zumindest zu entschärfen. Im Laufe eines weitgehend konstruktiven Dialoges wurde innerhalb eines Jahres das sogenannte „Lärmschutz- und Kulturprogramm“ als Bündel von Maßnahmen verabredet,²⁶ welches u. a. folgende Punkte zum Gegenstand hatte:

- ▷ Durch zusätzliche Angebote (Kultur und Gastronomie) im benachbarten Kölner Grüngürtel Ausweichmöglichkeiten für die Platzbesucher zu schaffen.
- ▷ Durch Ansprache der Platzbesucher und Informationskampagnen (Flyer-, Plakate) vor Ort um Verständnis für die Anwohner zu werden.
- ▷ Durch helle Beleuchtung und mitternächtlichen Einsatz der Müllabfuhr „Aufbruchstimmung“ bei den nächtlichen Platzbesuchern zu erzeugen.

24 D. Wiener (s. A 22), S. 6 f.

25 Stadt Köln, Ratsinformationssystem, Beschlussvorlage im Ausschuss Allgemeine Verwaltung und Rechtsfragen, Vorlagennummer 5824/2009.

26 D. Wiener, Abschlussbericht 2010 zur Moderation am Brüsseler Platz, Köln 2010, S. 4.

- ▷ Zusammen mit den anliegenden Kioskbesitzern zusätzliche Reinigungsmaßnahmen für den Platz zu initiieren und
- ▷ durch finanzielle Unterstützung der Initiative Querbeet, die Pflege, Bewässerung und Säuberung der Hochbeete auf dem Platz zu verbessern.

Aus Sicht der beteiligten Akteure, insbesondere der lärmbeeinträchtigten Anwohner, brachten diese freiwillig verabredeten Maßnahmen jedoch (bislang) keine deutlich spürbare Entschärfung der Situation mit sich. Möglicherweise trugen sie, durch ein verstärktes Interesse der lokalen Medien am Brüsseler Platz, sogar indirekt dazu bei, dass die Zahl der Besucher zeitweilig sogar noch anstieg.²⁷

Im Jahr 2013 kam es daher zu einer weiteren Eskalation im Konflikt. Ein Anwohner des Brüsseler Platzes hatte die Stadt Köln verklagt und dabei beantragt, die Stadt zur Gewährleistung der Nachtruhe ab 22 Uhr zu weitreichendem ordnungsbehördlichen Vorgehen (u.a. gegen Alkoholverkauf, Alkoholausschank und Alkoholkonsum in einem Umkreis von 200 Metern um den Brüsseler Platz) zu verpflichten.²⁸

Vor dem Hintergrund dieser Klage, die zum Zeitpunkt der Drucklegung noch nicht abschließend beschieden wurde, initiierte das Verwaltungsgericht Köln ein Güterichterverfahren in Form einer richterlichen Mediation. Dass als Ergebnis dieses Verfahrens mit dem sogenannten „Modus vivendi“ eine verbindliche, güterichterliche und einvernehmliche Vereinbarung zwischen den Konfliktparteien geschlossen werden konnte, die auch aktuell Bestand hat, kann als Beleg für den Kooperationswillen der Konfliktparteien gewertet werden. Das Handlungskonzept „Modus vivendi“ beinhaltet konkrete Verhaltensvorgaben und Zuständigkeiten zu den Themen „Lärm“, „Schmutz“ und „Kommunikation“, die auf ein konfliktfreies Miteinander abzielen.

Neben den überwiegend ordnungsrechtlichen Maßnahmen, die Folge des Moderations- und Mediationsprozesses waren, hat die Stadt Köln darüber hinaus im Jahr 2016 eine öffentliche Ideenwerkstatt zur baulichen Umgestaltung des Brüsseler Platzes durchgeführt mit dem Ziel, „gemeinsam mit Anwohnern, lokalen Schlüsselakteuren und Platznutzern, gestalterische Lösungsansätze für die beschriebene Konfliktlage zu erarbeiten und Entwurfsideen für einen Quartiersplatz mitten im Belgischen Viertel zu entwickeln.“²⁹

27 D. Wiener (s. A 26), S. 14.

28 Stadt Köln, Amt für öffentliche Ordnung, Brüsseler Platz – Gestern, heute, morgen. Jahresbilanz 2013.

29 Stadt Köln, Stadtplanungsamt, Ideenwerkstatt Brüsseler Platz – Dokumentation des Planungs- und Beteiligungsprozesses, Köln 2016, S. 5.

Zu prüfen und zu diskutieren waren in diesem Zusammenhang insbesondere bauliche Maßnahmen zur Dämpfung von Lärmemissionen wie beispielsweise Flächenentsiegelungen, Begrünungen oder absorbierende Bodenbeläge („Flüsterasphalt“).

Auf der Basis einer ersten öffentlichen Ideenwerkstatt wurden unter Beteiligung von rund 70 Bürgerinnen und Bürgern Vorgaben erarbeitet, auf deren Grundlage von einem Planungsbüro im Auftrag der Stadt Köln zwei Gestaltungsvarianten für den Platz erarbeitet wurden. Wesentlicher Inhalt der Vorgaben war es, die Hochbeete und den insgesamt hohen Vegetationsanteil des Platzes weitgehend zu erhalten. Die Gestaltungsvorschläge wurden in einer zweiten Stufe der Beteiligung ebenfalls der Öffentlichkeit vorgestellt, woran rund 200 Bürgerinnen und Bürger teilnahmen. In der öffentlichen Diskussion konnte jedoch keine breite Akzeptanz für die Verwaltungsvorschläge erzielt werden. Der Versuch, mit stadtgestalterischen Maßnahmen zur Konfliktminimierung beizutragen, ist damit vorerst ergebnislos geblieben.

Als weitreichenderen Schritt hat der Rat der Stadt Köln daher am 28.01.2016 den Beschluss zur Aufstellung eines Bebauungsplanes für das Belgische Viertel gefasst. Damit sollen „die planungsrechtlichen Rahmenbedingungen geschaffen werden, um die vorhandene Wohnnutzung zu schützen, zu erhalten und fortzuentwickeln. Zudem sollen in Umsetzung des rechtswirksamen Flächennutzungsplanes die gebietsprägende, im Einklang mit dem Schutzbedürfnis der Wohnfunktion stehende gewerbliche Nutzungsstruktur erhalten bleiben und die erforderlichen Entwicklungschancen ermöglicht werden.“³⁰ Auf der Grundlage einer Zonierung des Gebietes, die sich am aktuellen Bestand der Nutzungen orientiert und auch deren vertikale Verteilung berücksichtigt,³¹ sollen u. a. Bereiche ausgewiesen werden, in denen zum Schutz der Wohnfunktion gewerbliche Nutzungen, insbesondere Kioske, sonstiger Einzelhandel mit Alkoholverkauf oder Gastronomiebetriebe zukünftig nicht mehr zulässig sind. Das Bebauungsplanverfahren ist noch nicht abgeschlossen (Stand Januar 2019). Auf der Grundlage einer Veränderungssperre können derzeit bereits Anträge für „neuralgische Nutzungen“, wie weitere Kioske oder bestimmte Gastronomiebetriebe zurückgestellt werden. In der politischen Diskussion wird immer wieder die Notwendigkeit betont, das besondere Innovationspotenzial der Gewerbebetriebe im Belgischen Viertel nicht durch überzogene

30 *Stadt Köln, Ratsinformationssystem*, Beschluss über die Aufstellung eines Bebauungsplanes Arbeitstitel: Belgisches Viertel in Köln-Neustadt/Nord, Beschlussvorlage zur Sitzung des Rates am 28.01.2016, Vorlagenummer 2920/2015.

31 Hierbei wurden die Ergebnisse des eingangs erwähnten studentischen Praktikums am Geographischen Institut der Universität zu Köln (2. bis 14. April 2016) einbezogen.

Einschränkungen zu beschneiden. Schon der Aufstellungsbeschluss zum Bebauungsplan wurde nämlich von Protesten der Gastronomen und Gewerbetreibenden im Viertel begleitet.

Dies verdeutlicht die grundlegende Schwierigkeit, eine über Jahrzehnte gewachsene und weitgehend ungeplante Nutzungsmischung nachträglich mit den zur Verfügung stehenden Instrumenten der Bauleitplanung zu ordnen, den Ansprüchen einer zunehmend artikulationsstarken und -bereiten Bewohnerschaft an Nachtruhe und Wohnqualität gerecht zu werden und dabei gleichzeitig Spielräume für kreative Entwicklungen zu erhalten. Das Zitat eines Kölner Stadtplaners, der im Rahmen des bereits erwähnten Geländepraktikums³² zum Belgischen Viertel interviewt wurde, bringt diese besondere Herausforderung auf den Punkt: „Das Verhältnis von Wohnen und Gewerbe, das sich immer wieder verändert und immer wieder neue Strömungen aufnimmt und sich immer selber wieder kreativ voranbringt, das darf auf keinen Fall erstickt werden.“

5. FAZIT

Die Betrachtung der jüngeren Entwicklung des Belgischen Viertels in der Kölner Neustadt zeigt exemplarisch, welcher Entwicklungsdynamik innenstadtnahe Stadtviertel in wachsenden Metropolen des Globalen Nordens unterliegen können. Die gestiegene Wertschätzung dieser Viertel als Wohn- und Arbeitsorte einer wirtschaftlich aktiven und politisch artikulationsstarken Bevölkerung wurde dabei seit Ende der 1970er Jahre planerisch durch Maßnahmen der behutsamen Stadterneuerung unterstützt und verstärkt. Damit ging ein Wandel der Sozial-, wie auch der Wirtschaftsstruktur einher, der sich vor allem im gewerblichen Besitz des Viertels deutlich widerspiegelt und seinen Ausdruck unter anderem in einem hohen Anteil von Betrieben der Kreativwirtschaft, des innovativen, überwiegend inhabergeführten Einzelhandels oder der gehobenen Gastronomie findet. Das Leitbild der feinkörnig und nutzungsgemischten, *produktiven Stadt*, die momentan, nach Jahrzehnten einer propagierten und praktizierten Funktionentrennung, bei Stadtplanern, Soziologen und Kommunalpolitikern Konjunktur hat,³³ findet in Vierteln wie Berlin-Neukölln, der Leipziger Südvorstadt oder eben dem Belgischen Viertel sein gewachsenes Vorbild. Seinen politischen Ausdruck findet dies seit Mai 2017 in der Aufnahme der neuen Gebietskategorie „Urbanes Gebiet“ in die Baunutzungsverordnung. In diesen Gebieten ist es der Kommune als Satzungsgeber möglich, u. a. höhere städtebauliche Dichten, ein höheres und flexibleres Maß an Nutzungs-

32 (s. A 13)

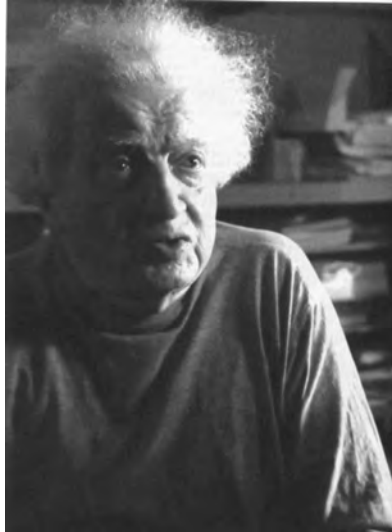
33 Exemplarisch: StadtBauwelt Heft 35/2016. Die Produktive Stadt. Berlin

mischung und höhere Lärmrichtwerte im Neubau festzusetzen, als mit den bisherigen Gebietskategorien (z. B. WB – besonderes Wohngebiet, MI – Mischgebiet) möglich war. Es bleibt jedoch zumindest fraglich, ob sich die besonderen städtebaulichen, funktionalen und auch sozialen bzw. nachbarschaftlichen Qualitäten, die in den gründerzeitlichen Viertel über Jahrzehnte gewachsen sind, bei der Planung neuer Stadtviertel adäquat nachbilden lassen.

Der beschriebene Konflikt um die Nutzung des Brüsseler Platzes, bei dem bislang noch keine für alle Parteien zufriedenstellende Lösung gefunden wurde, kann als Kehrseite der Renaissance von Innenstadtquartieren als Wohn-, Arbeits- und eben zunehmend auch als Freizeitorten gesehen werden. Er zeigt die fragile Balance zwischen einer dichten,utzungsgemischten Stadt, die eine ausgewogene Befriedigung der Daseinsgrundfunktionen im Quartier ermöglicht und dem Anspruch an kulturelle Vielfaltigkeit, Lebendigkeit und Toleranz, die mit dem Leitbild der europäischen Stadt verbunden sind. Gerade aufgrund der Dichte und Vielfalt von Nutzungen, Lebensstilen und Verhaltensmustern zeigt sich, dass die zahlreichen auf die Innenstadtviertel gerichteten Ansprüche und Erwartungen weder mit ordnungs- noch mit planungsrechtlichen Mitteln vollständig in Deckung gebracht werden können. Der Konflikt hat bislang weder eine eindeutige Funktionsfestlegung, z. B. zugunsten der Wohnnutzung des Viertels, noch eine bauliche Umgestaltung des Brüsseler Platzes hervorgebracht. Mithilfe der externen Moderation ist bisher allenfalls ein dauerhafter Dialog entstanden, der jedoch die Kompromissbereitschaft der maßgeblichen beteiligten Akteure belegt. Und vielleicht ist es ja genau diese Bereitschaft, zu bleiben und sich bei aller Vielgestaltigkeit und Interessensdivergenz miteinander aneinander abzuarbeiten, die Urbanität ausmacht und die europäische (Innen-)Stadt auszeichnet.

Harald Bodenschatz / Johannes Geisenhof

In memoriam Friedrich Mielke



Friedrich Mielke (1921-2018)¹

Denkmalpfleger, Universitätsprofessor, Treppenforscher

***Mitherausgeber der Zeitschrift für Stadtgeschichte,
Stadtsoziologie und Denkmalpflege
„Die alte Stadt“ bzw. „Forum Stadt“***

Als wir im Herbst 1978 unsere Tätigkeit als Wissenschaftliche Assistenten am Institut für Stadt- und Regionalplanung der TU Berlin aufnahmen, war Friedrich Mielke dort schon viele Jahre Professor für Denkmalpflege, forschungsbedingt aber nicht mehr omnipräsent. Er unterschied sich deutlich von den übrigen Professoren, in unseren Augen war er ein älterer Herr, eher altmodisch, ein Professor der alten Schule, ganz und gar nicht ein Typ der Post-1968-Universität. Mielke hielt

¹ Foto: Friedrich Mielke im Gespräch über seine Treppenforschung, präsentiert im Katalog der 14. Architektur-Biennale in Venedig 2014; Quelle: fundamentals catalogo. 14. Mostra Internazionale di Architettura“, Venedig 2014, S. 276.

Distanz zu den anderen Lehrpersonen des Instituts, auch zu uns, er blieb uns zunächst etwas fremd. Aber, das nahmen wir bald zur Kenntnis, er war im persönlichen Umgang sehr freundlich, er sorgte sich um die jüngere Generation, er förderte sie, er kümmerte sich um sie.² Ein Patriarch, der bei seinen Inhalten hartnäckig, streitbar, ja bisweilen geradezu stur sein konnte, ein praktischer Gelehrter, ein gelehrter Praktiker, ein seltener Vertreter von beidem: Theorie und Praxis.

Nicht alle hatten in seinem Umfeld die Freiheit, die wir damals genießen durften, freilich immer in der Gewissheit, dass sein prüfender Blick über uns schwebte. Wir setzten uns damals für die alte Stadt ein, gegen den Kahlschlag, für den Schutz des angeblich baulich Minderwertigen. Unser Engagement wurde durch unsere Arbeit am Fachgebiet Denkmalpflege entscheidend geprägt und vor allem professionalisiert. Nicht nur an der Universität – auch in der planerischen Praxis. Das Profil unseres 1980 gegründeten Büros „Gruppe DASS“ ist wesentlich durch die Orientierung auf den behutsamen Umgang mit dem (städte-)baulichen Bestand geformt. Wir sind – wie viele andere auch – Friedrich Mielke zu großem Dank verpflichtet.

Denkmalpfleger in Schwerin und Potsdam (1949-1958)

In den Krisenjahren nach dem Ersten Weltkrieg wurde Friedrich Mielke, ein Mecklenburger, im Schwarzwald geboren. Damals begann ein Leben, das unerbittlich durch die harten Brüche und Zumutungen der deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert geprägt wurde.³ Einige Tage nach Beginn des Zweiten Weltkriegs konnte Mielke seinen 18. Geburtstag feiern. Anfang 1940 schloss er seine Schulbildung mit dem Abitur am Kaiserin-Augusta-Gymnasium in Berlin-Charlottenburg ab. Gut drei Wochen später folgte ein halbjähriger Einsatz im Reichsarbeitsdienst, u. a. in Belgien und Nordfrankreich. Hier waren mit Sicherheit Aktivitäten gefordert, die

- 2 Wir waren damals noch relativ jung, gerade mal um die dreißig Jahre alt. Johannes Geisenhof war 1974-1977 studentische Hilfskraft und 1978-1983 Wissenschaftlicher Assistent im Fachgebiet Denkmalpflege bei Friedrich Mielke. Harald Bodenschatz war 1978-1983 Wissenschaftlicher Assistent am Fachgebiet Planungstheorie und machte die meisten Lehrveranstaltungen mit Johannes Geisenhof zusammen – mit starkem Bezug zur Denkmalpflege.
- 3 Die Informationen zu den ersten Lebensjahrzehnten Friedrich Mielkes beruhen vor allem auf den Angaben zu dessen Nachlass im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, vgl. http://archivdatenbank.gsta.spk-berlin.de/midosasearch-gsta/Midosasearch/vi_ha_nl_mielke_f/index.htm?kid=633da2a7-39eb-4e4f-a380-aeb830f74d9a [27.12.2018]. Weitere Angaben zum Lebenslauf finden sich in: *N. Blumert/K. Wunder* (Hrsg.), *Wider das Zerstören und Vergessen. Das Potsdamer Stadtschloss in den Schriften von Friedrich Mielke 1955-2014. Ein Reprint, Potsdam 2015, S. 232 ff.* In diesem Band findet sich auch ein Aufsatz Mielkes aus Heft 2 (1981) der Zeitschrift „Die alte Stadt“. Alle Angaben zum Lebenslauf erlauben einen ersten Einblick, aber keine vollständige Klarheit über die einzelnen Tätigkeitsfelder. Erst die Einsicht in die derzeit noch gesperrten Unterlagen im Nachlass wird weitere Details klären können.

den „Blitzkrieg“ im Westen flankierten. Im Dezember 1940 wurde er Soldat, Panzerpionier, zuerst in Frankreich und Jugoslawien, dann in der Sowjetunion. In Russland verlor er als 20-Jähriger sein rechtes Bein.

Wie manch anderer Kriegsversehrter konnte Friedrich Mielke noch während des Zweiten Weltkrieges studieren, und zwar Architektur. Einige Tage vor der bedingungslosen Kapitulation Deutschlands erhielt er das Not-Diplom der Abteilung Architektur der Technischen Hochschule Linz. Diese Hochschule war 1943 durch Reichsminister Bernhard Rust und Gauleiter August Eigruber im Stift Wilhering in der Nähe von Linz eröffnet worden, wurde aber nur von wenigen Studenten besucht und 1945 wieder aufgelöst. Rektor der Hochschule war Wilhelm Jost, Architekt und Schüler von Paul Schmitthenner. Nach Kriegsende studierte Friedrich Mielke weiter – diesmal an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin. Er erhielt dort 1948 einen Abschluss als Diplom-Gewerbelehrer. In den schwierigen Nachkriegsjahren konnte er durch ein breit angelegtes Arbeitsspektrum überleben: Er war als Architekt tätig, als Lehrer, und vor allem als Denkmalpfleger. Auch am Bauhaus arbeitete er kurzzeitig. Die Orte seiner Tätigkeit waren ebenfalls vielfältig: Lübbtheen in Mecklenburg, Dessau, Berlin und Potsdam.

Als praktischer Denkmalpfleger arbeitete Friedrich Mielke seit 1949 in der DDR, zunächst in Schwerin, dann seit 1952 in Potsdam. Die akribische fotografische und zeichnerische Bestandsaufnahme der barocken Altstadt in Potsdam war sein großes Verdienst, und – das wird oft vergessen – ein städtebauliches Projekt von internationalem Rang: die Rekonstruktion der Wilhelm-Staab-Straße.⁴ Zwischen 1954 und 1957 entstand unter seiner Mitwirkung⁵ die „erste barocke Straße der DDR“:⁶ neue Wohnungen mit neuen Grundrissen hinter historischen Fassaden. Eine städtebauliche Rekonstruktion, die nicht nur einen Höhepunkt des DDR-Städtebaus markiert, sondern zusammen mit der östlichen Allee Unter den Linden einen zu

4 Die Wilhelm-Staab-Straße, früher Hoditzstraße, wurde Ende des 18. Jahrhunderts in der Regierungszeit Friedrichs II. angelegt und bei einem Luftangriff 1945 weitgehend zerstört.

5 Welche Rolle Friedrich Mielke beim Wiederaufbau der Straße genau spielte, bleibt noch zu erforschen. Er selbst nahm dazu in einem Aufsatz Stellung: Denkmalpflege in Potsdam, in: Deutsche Kunst und Denkmalpflege (1960), S. 81 f. Dort verweist er darauf, dass sein Engagement ausschließlich zwölf Häusern der Ostseite der Straße galt und dass ein ähnlicher Wiederaufbau auch bei fünf Ruinen an der Spornstraße stattgefunden hat. Zugleich distanzierte er sich von der Art des Wiederaufbaus auf der Westseite der Wilhelm-Staab-Straße.

6 Vgl. www.potsdam-wiki.de/index.php/Wilhelm-Staab-Stra%C3%9Fe [23.12.2018]. Zum Wiederaufbau der Wilhelm-Staab-Straße vgl. auch A. Kalesse, Ein Mann, der Bahnbrechendes geleistet hat, in: Potsdamer Neueste Nachrichten 05.10.2018 [www.pnn.de/potsdam/nachruf-auf-friedrich-mielke-ein-mann-der-bahnbrechendes-geleistet-hat/23150408.html]. Zum Kontext dieses Wiederaufbauprojekts vgl. E. Konter/H. Bodenschatz, Städtebau und Herrschaft. Potsdam: Von der Residenz zur Landeshauptstadt, Berlin 2011, S. 147 ff.



Abb. 2: Wilhelm-Staab-Straße in Potsdam (1954-1957), ein Wiederaufbauprojekt von internationaler Bedeutung unter Mitwirkung von Friedrich Mielke. Der Blick nach Süden zeigt die Ostseite der Straße mit Rekonstruktionen der Fassaden, hinter denen neue Wohnungsgrundrisse realisiert wurden; Quelle: unbekannt, vgl. StadtBild Deutschland e.V., www.stadtbild-deutschland.org/forum/index.php?thread/5844-potsdam-in-alten-bildern/&pageNo=10 [15.01.2019].

Unrecht oft übersehenen Beitrag der DDR zum europäischen Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg darstellt.⁷

Nachdem sein starkes Engagement gegen den Abriss der von ihm akribisch dokumentierten Potsdamer Schlossruine erfolglos schien, verließ er 1958 Potsdam und die DDR mitsamt zahlreicher Unterlagen und ließ sich in West-Berlin nieder.⁸ Jahre später erschienen die bedeutenden denkmalfachlichen Werke *Das Bürgerhaus in Potsdam* (1972)⁹ und *Potsdamer Baukunst. Das klassische Potsdam* (1981)¹⁰.

7 Vgl. dazu auch N. Blumert/H. Schultheiß, Denkmalpfleger und „Scalologe“: Friedrich Mielke zum Neunzigsten, in: Forum Stadt, 39. Jg. (1/2012), S. 84 f.

8 Zu Friedrich Mielkes bemerkenswerter schriftlicher Kritik vor, während und nach dem Abriss des Potsdamer Stadtschlusses vgl. N. Blumert/K. Wunder (s. A 3). Zum 1959/1960 erfolgten Abriss der Ruine des Potsdamer Stadtschlusses vgl. weiter S. Schulze, Das Potsdamer Stadtschloß: Pro und Contra 1945-1960, in: Mitteilungen der Studiengemeinschaft Sanssouci e.V. 2/2002, S. 1-33, www.uni-potsdam.de/fileadmin01/projects/hi-didaktik/projekte/potsdamer-stadtschloss/material/Schulze_-Das_Potsdamer_Stadtschloss.pdf [31.12.2018].

9 F. Mielke, *Das Bürgerhaus in Potsdam*, 2 Bde, Text- und Bildteil, Tübingen 1972.

10 F. Mielke, *Potsdamer Baukunst. Das klassische Potsdam*, Berlin 1981.



Abb. 3: Ruine des Potsdamer Stadtschlusses (1958); im Hintergrund links ist die damals noch bescheidene Lange Brücke zu erkennen; Quelle: *Bauwelt* 33 (1958), S. 812.

Damals war Potsdam aus West-Berliner Sicht allerdings unsagbar weit weg. Erst nach dem Fall der Mauer konnten daher Mielkes Bücher praktisch wirksam werden – als Grundlage für die konfliktreichen Debatten um die Rekonstruktion der Altstadt.

Universitätsprofessor an der TU Berlin (1971-1980)

Bereits 1958 begann Friedrich Mielkes Lehrtätigkeit an der TU Berlin – zunächst mit einem befristeten Honorarvertrag, dann als Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Kunstgeschichte. Im Jahr 1959 habilitierte sich Mielke an der TU Berlin mit seiner Potsdamer Forschungsarbeit „Das Holländische Viertel in Potsdam“. Es folgte 1962 seine Ernennung zum beamteten Privatdozenten und 1965 zum Wissenschaftlichen Rat. Professor für Denkmalpflege war er schließlich von 1971 bis 1980, zuerst am Institut für Architektur, dann am Institut für Stadt- und Regionalplanung. Dies war die erste ordentliche Professur für Denkmalpflege in Deutschland überhaupt! Dass sie an einem Institut für Stadt- und Regionalplanung angesiedelt war, hat uns damals nicht weiter verwundert. Oder genauer: Wir haben diese Besonderheit gar nicht erkannt. Es war Mielkes Entscheidung: für eine Denkmalpflege, die sich als Teil einer städtebaulichen Praxis empfand, die den Sta-

tus einer auf einzelne isolierte Bauten orientierten Disziplin überwinden wollte. Die großen Debatten über das Für und Wider der Mietkasernenstadt, der heftige Kampf gegen die Kahlschlagsanierung im Wedding und das Ringen um eine behutsame Stadterneuerung in Kreuzberg interessierten Friedrich Mielke freilich nicht besonders. Er war vor allem am vorindustriellen Bestand interessiert – in der Tradition seiner Arbeit in Potsdam.

Im Jahr 1975, dem berühmten „Europäischen Denkmalschutzjahr“, erschien sein Grundlagenwerk zur Denkmalpflege: *Die Zukunft der Vergangenheit. Grundsätze, Probleme und Möglichkeiten der Denkmalpflege*.¹¹ Dieses Buch, das seine Vorlesungen am Institut für Stadt- und Regionalplanung der TU Berlin zusammenfasste, sollte nicht so sehr ein *Lehrbuch* und ein *Handbuch* sein, sondern *ein Buch zum Nachdenken*.¹² Es war und ist ein schönes Werk, das den Leser beim Nachdenken des Autors mitnimmt. Eingeleitet wird es durch ein Zitat von Pier Paolo Pasolini: „Die Vergangenheit ist die einzige Potenz, welche die Gegenwart in Frage stellen kann.“ Eine Provokation?

Das Buch ist ein unerschöpfliches Reservoir von Gedanken, Haltungen und Vorschlägen. Eine Empfehlung möchten wir gerne zitieren: „Genau das aber [eine Art Disney-Land] sollte aus unseren Altstädten nicht werden. Wenn diese zu revitalisieren sind, dann nur als ein ausgewogenes gemischtes Wohngebiet, keine City, aber auch kein Vergnügungsviertel, weder partiell noch im ganzen.“¹³ Hart wandte sich Mielke auch gegen die autogerechte (Alt-)Stadt: „Die Leistungsfähigkeit [von Autostraßen] kann – wenn überhaupt – nur für den Kraftverkehr positiv sein, als stadtbildender Faktor ist sie negativ, oftmals sogar tödlich.“¹⁴ Seine Hauptbotschaft mit Blick auf die Denkmalpflege am Ende des Buches ist unmissverständlich:

„Gelten die Bau- und Kunstdenkmäler als unverzichtbare Bestandteile unserer Kultur, sieht man sie als einmalig und unersetzlich an, werden mindestens zwei Maßnahmen nötig sein müssen:

1. ein ausreichender Schutz durch den Gesetzgeber und die Organe des Staats,
2. eine vorzüglich geschulte, hochspezialisierte und ausreichende Zahl von Wissenschaftlern und Praktikern zur Betreuung der Kulturdenkmäler.“¹⁵

Beides muss heute wieder eingefordert werden.

11 F. Mielke, *Die Zukunft der Vergangenheit. Grundsätze, Probleme und Möglichkeiten der Denkmalpflege*, Stuttgart 1975.

12 Ebda., S. 9.

13 Ebda., S. 122.

14 Ebda., S. 195.

15 Ebda., S. 291.

Treppenforscher in Bayern (1980-2018)

Nach seiner Pensionierung widmete sich Friedrich Mielke wieder seiner besonderen professionellen Liebe, der Erforschung der Treppen, oder wie er das aufwertend nannte: der „Scalalogie“ (Treppenkunde). Ja, man kann sagen: Mielke war der Vater und Papst der modernen Treppenkunde. Zu dieser Liebe trug auch seine Kriegsverletzung bei.

Schon seine Dissertation galt der Treppe: *Die Treppe des Potsdamer Bürgerhauses im 18. Jahrhundert* (verteidigt in Dresden 1957). 1966 erschien sein großvolumiges Standardwerk zu diesem Thema: *Die Geschichte der deutschen Treppen*.¹⁶ Es folgte 1976 die Publikation *Scale ad Ercolano*. 1980 gründete Mielke die private Arbeitsstelle für Treppenforschung in Konstein, 1983 die „Gesellschaft für Treppenforschung e.V.“, deren Sammlung dann im Jahr 2012 von der Ostbayerischen Technischen Hochschule Regensburg übernommen wurde.¹⁷ Seit 1985 wurden in der Reihe *Scalalogia – Schriften zur internationalen Treppenforschung* zahllose Schriften zum Thema Treppen herausgegeben. Einen Höhepunkt bildete das 1993 publizierte *Handbuch der Treppenkunde*.¹⁸ Auf der Architekturbiennale in Venedig wurde 2014 Mielkes Treppen-Werk in einem eigenen Raum ausdrücklich gehuldigt.¹⁹ Dort präsentierte Stephan Trüby auch den Dokumentarfilm „*Friedrich Mielke: The Science of Stairs*“, der zudem 2015 auf dem Doku.Arts-Filmfestival in Berlin vorgeführt wurde.²⁰

Mit den Treppen hat Friedrich Mielke ein vernachlässigtes, aber konstitutives Element der Architektur ins Scheinwerferlicht gerückt. Er konnte zeigen, dass „Völker nicht nur eigene Sprachen, sondern auch eigene Treppen entwickelt haben.“ Selbst Städte haben jeweils eigene „Treppen-Charaktere“ herausgebildet.²¹ Aufgrund seiner wissenschaftlichen Leistungen wurde Mielke 2014 zum Ehrensensator der Hochschule Regensburg ernannt.

16 F. Mielke, *Die Geschichte der deutschen Treppen*, Berlin 1966.

17 Das 2012 gegründete *Friedrich-Mielke-Institut für Scalalogie* soll 2021 dort einen eigenen Bau erhalten, vgl. P. Leuschner, *Der Herr der Treppen*, in: *Weißburger Tagblatt* 08.09.12.2018.

18 F. Mielke, *Handbuch der Treppenkunde*, Hannover 1993.

19 Vgl. dazu den Abschnitt „*scala*“ im Katalog „*fundamentals catalogo. 14. Mostra Internazionale di Architettura*“, Venedig 2014, S. 274-281. Die Würdigung auf der Architekturbiennale hatte Mielke wiederum Stephan Trüby zu verdanken.

20 Dokumentarfilm von Prof. Stephan Trüby auf dem Doku.Arts-Filmfestival, vgl.: www.tum.de/studium/studienews/ausgabe-012018/show-012018/article/32615/ [23.12.2018].

21 P. Leuschner (s. A 17).

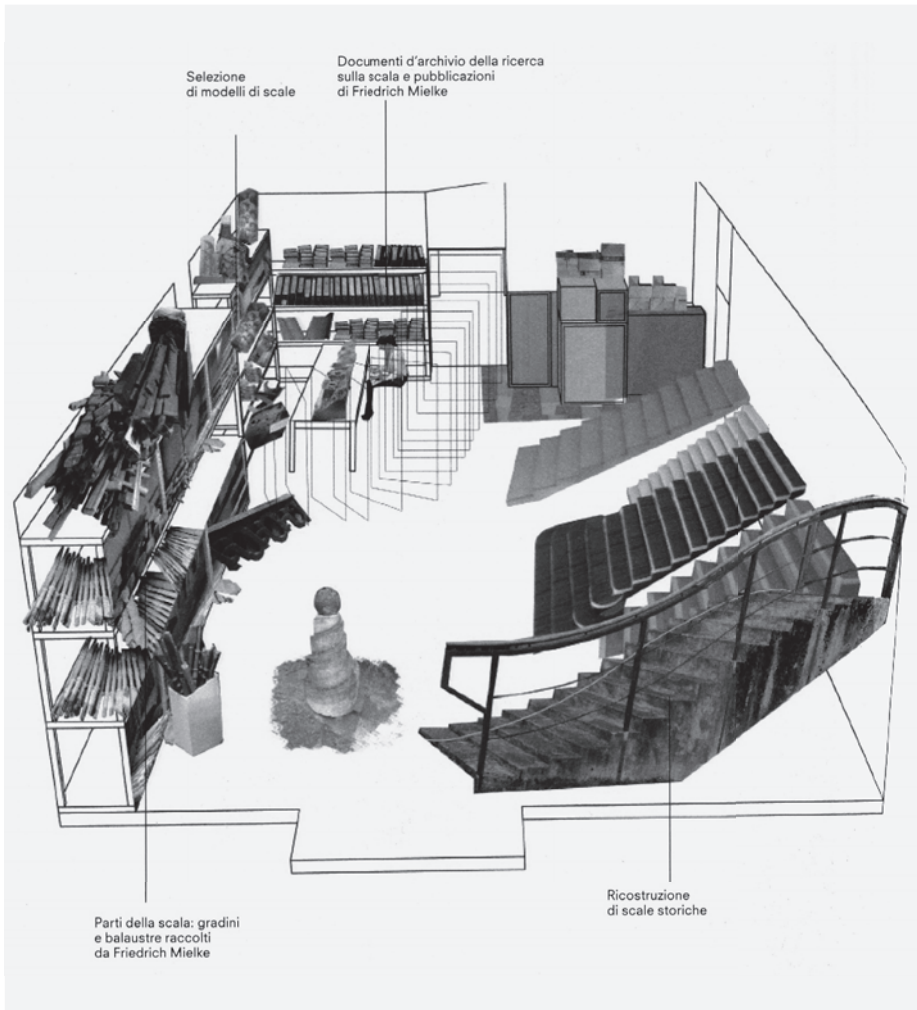


Abb. 4: Skizze des Raums „Elements of architecture: Scala“ auf der Architekturbienale in Venedig, 2014. Beschriftung beginnend oben links im Uhrzeigersinn: Auswahl von Treppenmodellen, Archivmaterial und Veröffentlichungen von Friedrich Mielke zur Treppenforschung, Rekonstruktion historischer Treppen, von Friedrich Mielke gesammelte Treppenfragmente: Stufen und Geländer; Quelle: fundamentals catalogo (s. A 19), S. 274.

Mitherausgeber der Zeitschrift Die alte Stadt bzw. Forum Stadt (1974-2018)

Bereits im Jahr 1974 wurde Friedrich Mielke Mitherausgeber unserer *Zeitschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie und Denkmalpflege*, später mit dem Obertiteln *Die alte Stadt* bzw. *Forum Stadt*. Ein Jahr später, im Europäischen Denkmalschutzjahr, wurde er Mitglied des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz. Friedrich Mielke hat nicht nur wesentlich dazu beigetragen, dass unsere Zeitschrift von Anfang an interdisziplinär ausgerichtet war, er hat auch dafür gesorgt, dass das Thema Denkmalpflege in der Zeitschrift einen bedeutenden Rang, manchmal sogar einen Leitrang erhielt. Sein Wirken wurde in der Zeitschrift bereits anlässlich seines 80. und 90. Geburtstags gewürdigt.²²

Als Autor unserer Zeitschrift hat sich Friedrich Mielke eher zurückhaltend geäußert. Artikel finden sich vor allem in der ersten Zeit, in den 1970er Jahren. Sie betrafen immer praktische Probleme der Denkmalpflege: *Zur Genesis der Kunstdenkmäler-Inventarisierung* (Heft 1/1975)²³, *Der Arbeitskreis der Dozenten für Denkmalpflege in der BRD* (Heft 2/1975)²⁴ und *Werbung in historischen Altstädten* (Heft 2/1979)²⁵.

Der Arbeitskreis der Dozenten für Denkmalpflege ging auf die Initiative von Mielke zurück. Grundlage dafür war die nüchterne Feststellung, dass sich die Denkmalpflege in Deutschland in der Defensive befindet. „Eigene Planungen und Systemanalysen sind sowohl mangels ausreichender Planstellen als auch wegen der ungenügenden Vorbildung nicht möglich. In der Denkmalpflege ist es noch nicht üblich, Trends zu ermitteln und fortzuschreiben, Zukunftsforschung zu betreiben, Entwicklungspläne zu entwerfen und in Fallstudien zu prüfen.“ Und weiter: „In Deutschland ist bis heute eine zentrale Ausbildung für Denkmalpfleger nicht vorhanden“, und es gibt „keinen eigenen Studiengang Denkmalpflege“. Der Arbeitskreis der Dozenten für Denkmalpflege wurde 1973 gegründet.²⁶ Sein erster Vorsitzender war Friedrich Mielke.

22 K.-A. Heise, Friedrich Mielke zum Achtzigsten, in: *Die alte Stadt*, 28. Jg. (3/2001), S. 185 ff.; N. Blumert/H. Schultheiß (s. A 7), S. 84 ff.

23 F. Mielke, Zur Genesis der Kunstdenkmäler-Inventarisierung, in: *Zeitschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie und Denkmalpflege* 1/1975, S. 134 ff.

24 F. Mielke, Der Arbeitskreis der Dozenten für Denkmalpflege in der BRD, in: *Zeitschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie und Denkmalpflege* 2/1975, S. 321 ff.

25 F. Mielke, Werbung in historischen Altstädten, in: *Die alte Stadt* 6. Jg. (2/1979), S. 173 ff.

26 F. Mielke (s. A 23), S. 322 f.

Letzte Ehrungen, Scharmützel und ein islamischer Turm (1991-2018)

Nach der deutschen Wiedervereinigung rückte die prägende Rolle Mielkes bei der Entwicklung von Potsdam wieder in den Vordergrund: So wurde Mielke bereits 1991 Ehrenbürger der Stadt Potsdam. In der Begründung hieß es: „Dr. Friedrich Mielke hat sich als erster Denkmalpfleger nach dem Kriege in Potsdam einzigartige Verdienste erworben, indem er wertvolle Potsdamer Bausubstanz (Bürgerhäuser, u. a. mit ausführlichen Details der Innenarchitektur, Stadtschloß, etc.) dokumentierte, denkmalpflegerisch und historisch auswertete und zahlreiche Publikationen darüber vorlegte“.²⁷

Das Verhältnis zwischen der Stadt und ihrem streitbaren Ehrenbürger war freilich nicht immer konfliktfrei. 2011 wurde in Potsdam sein 90. Geburtstag in einem Festakt mit Ausstellung gefeiert. Als er in dieser Zeit anbot, der Stadt ein Denkmal zur Wiedervereinigung zu schenken, das er selbst entworfen hatte – natürlich mit Treppenbezug –, gab es ein Hin und Her über den möglichen Standort, hinter dem sich auch ein Streit über das Denkmal selbst verbarg. Es handelte sich um eine „sieben Meter hohe Doppelspirale, ein Stahlkonstrukt aus in sich verdrehten Treppenstufen, das zu einem goldenen Bundesadler hinaufführt.“²⁸ Letztlich wurde das Denkmal nicht gebaut.

2014 eröffnete der Potsdamer Oberbürgermeister Jann Jakobs die Präsentation von Buch und Film *Wider das Zerstören und Vergessen. Das Potsdamer Stadtschloss in den Schriften von Friedrich Mielke 1955 bis 2014*.²⁹ Dem Wiederaufbau des Potsdamer Stadtschlusses stand Mielke zunächst „hadernd“ gegenüber, hat aber dann „seinen Frieden“ mit dem Schlosswiederaufbau gemacht.³⁰

Am 30. September 2018 ist Friedrich Mielke in Konstein (Landkreis Eichstätt) gestorben. Beigesetzt wurde er in einem Ehrengrab der Stadt Potsdam. Dieses Grab hat er selbst gestaltet – das Denkmal konnte ihm niemand streitig machen. Auf dem Neuen Friedhof an der Heinrich-Mann-Allee in Potsdam erhebt sich ein

27 Zit. nach: Trauer um Potsdams Ehrenbürger Prof. Friedrich Mielke. Pressemitteilung Nr. 647 der StadtPotsdam, vgl.: www.potsdam.de/647-trauer-um-potsdams-ehrenbuenger-prof-friedrich-mielke [23.12.2018].

28 P. Straube, Schulterschluss mit Bauchschmerzen. Potsdamer Neueste Nachrichten 06.03.2012, vgl.: www.pnn.de/potsdam/schulterschluss-mit-bauchschmerzen/21861946.html [23.12.2018].

29 N. Blumert / K. Wunder (s. A 3).

30 So Oberbürgermeister Jann Jakobs in seiner Trauerrede zu Ehren Friedrich Mielkes am 12.11.2018; vgl.: www.potsdam.de/745-abschied-von-ehrenbuenger-prof-dr-ing-friedrich-mielke; vgl. auch R. Schüler, Ex-Denkmalpfleger Friedrich Mielke beigesetzt. Märkische Allgemeine 15.11.2018; www.maz-online.de/Lokales/Potsdam/Friedrich-Mielke-in-Potsdam-beigesetzt [23.12.2018].



Abb. 5: Grabmal Friedrich Mielke. Das Grabmal wurde von Friedrich Mielke 1996 selbst entworfen und durch den Eichstätter Bildhauer Rupert Fieger ausgeführt – mit spiralförmigen äußeren Wendeltreppen, die sich nicht berühren. Vorbild war das Minarett von Samarra. Der Sockel der etwa 150 cm hohen Skulptur für das Ehepaar Mielke zeigt umlaufend folgende Inschrift: INVEN. F. MIELKE 1996 FEC. R. FIEGER EICHSTÄTT | FRIEDRICH | MIELKE | ILSE JULIANE MIELKE 1927-1998. Die Schleife der Grabschale trägt den Schriftzug „Gesellschaft für Treppenkunde“; Foto: H. Bodenschatz / J. Geisenhof am 30.12.2018.

Turm – ein islamisches Spiralminarett. Vorbild war das Minarett der al-Malqiyah-Moschee in Samarra (Irak). Zwei Außentreppen begleiten einen zylindrisch sich verengenden Turm, ohne sich je zu berühren. In dem Turm ruhen die Urnen von Friedrich Mielke und seiner Frau Ilse. Hier kommt alles wieder zusammen: die Treppen, Potsdam, der Respekt vor dem historischen Baubestand. Was aber unsichtbar bleibt, sind die Härten und Brüche der deutschen Geschichte, die Mielkes Wirken geprägt hat. Als Denkmalpfleger war und ist Friedrich Mielke ein großes Vorbild.

Dan Teodorovici

In memoriam Sherban Cantacuzino



Sherban Cantacuzino (1928-2018)¹

Englischer Denkmalschützer und Architekturhistoriker

Im Frühjahr 2018 starb der namhafte britische Architekturhistoriker, Kritiker und Denkmalschützer Sherban Cantacuzino. Dem deutschsprachigen Fachpublikum ist er insbesondere als einer der ersten Publizisten bekannt, die seit Mitte der 1970 Jahre die Umnutzung alter Bausubstanz thematisiert haben. Im Europäischen Denkmalschutzjahr 1975 veröffentlichte er zwei wegweisende Bände: *Architectural Conservation in Europe* und *New Uses for Old Buildings*. Es folgten *Saving Old Buildings* (mit Susan Brandt, London 1980) und *Re/Architecture. Old Buildings/New Uses* (London 1989).² Weniger bekannt mag sein, dass Sherban Cantacuzino die erste Monografie über Hans Scharoun herausgab – verfasst von Peter Blundell

1 Foto: Sherban Cantacuzino bei der Eröffnung der Ausstellung G.M. Cantacuzino: eine hybride Moderne, Architekturgalerie am Weißenhof, Stuttgart, 2012; Quelle: *Archiv Dan Teodorovici*.

2 Deutsche Ausgabe: S. Cantacuzino, Neue Nutzung alter Bauten: Die Zukunft der historischen Architektur-Substanz, Stuttgart 1989.

Jones, der mit Cantacuzino befreundet war. Sie erschien 1978 als zweiter Band in einer Reihe, die Cantacuzino bei Gordon Frazer in London verantwortete. Den ersten Band besorgte Cantacuzino selbst: die erste Monografie über Wells Coates, eine führende Persönlichkeit der Moderne in Großbritannien. Ebenfalls weniger bekannt dürfte die rumänische Herkunft von Sherban Cantacuzino sein. Sein Vater, George M. Cantacuzino (1899-1960), war ein hochangesehener öffentlicher Intellektueller, liberaler Politiker und der Doyen der moderaten Moderne im Rumänien der Zwischenkriegszeit. 1928 in Paris geboren, lebte Sherban Cantacuzino mit seiner Mutter und Schwester seit 1939 in Großbritannien. Mit dem Vater gab es kein Wiedersehen mehr – für den nach 1945 aufkommenden Kommunismus war George Cantacuzino ein Regimegegner und verfolgter Aristokrat, der Rumänien nicht verlassen durfte.

Nach dem Studium der Architektur an der University of Cambridge war Sherban Cantacuzino zunächst tätig im Büro Stean, Shipman and Cantacuzino, als freiberuflicher Publizist und als Dozent an der University of Canterbury, bevor er Executive Editor der *Architectural Review* (1973-1979) und Sekretär der Royal Fine Art Commission (RFAC) in London (1979-1994) wurde.

Gordon Graham, früherer RIBA-Präsident, bezeichnete Cantacuzino 1976 als „very best critic and one of the country’s finest speakers about architecture“.³ Und rund 20 Jahre später hob Richard MacCormac hervor, „that it was under Cantacuzino’s secretaryship that the RFAC won its reputation for integrity and strength“.⁴ Von Cantacuzinos Arbeit in der RFAC kündigt etwa die Publikation *What makes a good building? An inquiry by the Royal Fine Art Commission* (London 1994). Dieses ist eines der weniger bekannten Bücher Cantacuzinos, doch Peter Murray, Vorsitzender von New London Architecture, setzte eben dieses Buch an die Spitze seiner Bücherliste im Essay, den er 2018 an junge Architektinnen und Architekten richtete: „The book *What makes a good building?* by former RFAC secretary Sherban Cantacuzino has not been bettered since in answering the question posed by its title.“⁵

Zu seinen weiteren Schriften gehören *Modern Houses of the World* (London/ New York 1964); *Great Modern Architecture* (London/ New York 1966); *European Domestic Architecture: Its development since early times* (London / New York 1969); *Canterbury* (London 1970); *Isfahan* (ein zusammen mit Kenneth Brown 1976 her-

3 Einführung zu: S. Cantacuzino, The Architecture in an hour glass, in: The Architects’ Journal, 13. 10.1976, S. 673.

4 K. Rattenbury, Transylvanian Express, in: Rostrum, London, Januar 1997, S. 2.

5 P. Murray, Careers Advice: Improving awareness of design and architecture, London, 26.02.2018, vgl.: <https://jobs.planningresource.co.uk/article/careers-advice-improving-awareness-of-design-and-architecture/> [15.01.2019].

ausgegebenes Themenheft der *Architectural Review*); *Charles Correa* (Singapur 1984); *Architecture in continuity. Building in the Islamic world today. The Aga Khan Award for Architecture* (New York 1985).

Cantacuzino war Mitglied im *Comité International des Critiques d'Architecture* (CICA) und gehörte, u. a. mit Ada Louise Huxtable und Kenneth Frampton, zum RIBA-Beratungsgremium für die Wahl der *Royal Gold Medal*, der höchsten Architekturauszeichnung in Großbritannien. Enge berufliche Kontakte verbanden ihn vor allem mit Kenneth Browne (1917-2009), Charles Correa (1930-2015), Philip Dowson (1924-2014), Sir Richard MacCormack (1938-2014), Joseph Rykwert, Gavin Stamp (1948-2017) und Sir James Stirling (1926-1992). Als Anerkennung für seine architekturkulturellen Leistungen zeichnete ihn Königin Elizabeth II. im Jahr 1988 mit CBE (Commander of the British Empire) aus.

Darüber hinaus ist Sherban Cantacuzino auch Denkmalschützern ein Begriff: Er war Mitglied namhafter Juries und Preisgerichte etwa der Aga Khan Foundation, von ICOMOS (von ICOMOS-UK war er *President-Emeritus*) und der UNESCO. Als UNESCO *Rapporteur general* war er in entscheidendem Maße daran beteiligt, dass die UNESCO zwei Projekte als Weltkulturerbe anerkannte: den Wiederaufbau von Le Havre nach Plänen des französischen Architekten Auguste Perret und die Instandsetzung von acht historischen Holzkirchen im Nordwesten Rumäniens (Marmarosch-Gebiet).

Nach dem Fall des Kommunismus widmete er sich mit Leidenschaft der Rettung von Denkmalen in Ländern Mittel- und Osteuropas, insbesondere in Kroatien und Rumänien. Cantacuzino war Mitglied des International Trust for Croatian Monuments (dessen Gründung er 1991 anregte). Rumänien besuchte er regelmäßig seit 1989; er war Ehrenmitglied des Bundes Rumänischer Architekten und des rumänischen Denkmalschutzamtes, zudem Mit-Gründer und erster Präsident von „Pro Patrimonio, The National Trust of Romania“ – und einer der einflussreichsten inoffiziellen Kulturbotschafter Rumäniens der letzten drei Jahrzehnte. Für seine Verdienste im Denkmalschutz in Rumänien zeichnete ihn ICOMOS im Jahr 2008 mit dem *European Heritage Award* aus.

Ein weltöffener bescheidener Gelehrter, in Großbritannien und in Rumänien zu Hause, war Sherban Cantacuzino, ähnlich wie sein Vater, Patriot und Kosmopolit zugleich. Sherban Cantacuzino ist am 19. Februar 2018 nach schwerer Krankheit in London verstorben.

AUTORINNEN / AUTOREN

Prof. Dr. Harald Bodenschatz

1995-2011 Universitätsprofessor für Planungs- und Architektursoziologie an der TU Berlin, jetzt assoziierter Professor des Center for Metropolitan Studies an der TU Berlin und Angehöriger des Bauhaus-Instituts für Geschichte und Theorie der Architektur und der Planung an der Bauhaus-Universität Weimar; Forschungen und Publikationen zum Städtebau. Mitherausgeber der Zeitschrift Forum Stadt.

Dr. Marc Höhmann

Sachgebietsleiter für sektorale Stadtentwicklungsplanung im Amt für Stadtentwicklung und Statistik der Stadt Köln; Forschungs- und Arbeitsschwerpunkte sind Einzelhandel, Bevölkerung und Wohnen, Wirtschaft und Beschäftigung sowie räumliche Konfliktforschung und Partizipation.

Prof. Dr. Michael Mönninger

Studium der Germanistik, Philosophie, Soziologie und Kunstgeschichte in Frankfurt am Main; 1986-2007 Redakteur bei F.A.Z., SPIEGEL, Berliner Zeitung, Die Welt und Die Zeit. Seit 2007 Professor für Geschichte und Theorie der Bau- und Raumkunst an der Hochschule für Bildende Künste in Braunschweig. Jüngste Veröffentlichung: „Neue Heime als Grundzellen eines gesunden Staates. Städte- und Wohnungsbau der Nachkriegsmoderne, Berlin 2018.

Prof. Dr. Marianne Rodenstein

Studium der Soziologie, Volkswirtschaft und Wirtschaftsgeschichte an der LMU München und der FU Berlin; danach Tätigkeit in der „Arbeitsstelle für Verkehrssoziologische Forschung, München; Promotionsstipendium am Max-Planck-Institut zur Erforschung der wissenschaftlich-technischen Welt in Starnberg, Abt. Habermas (1972-1977); wiss. Mitarbeiterin am Institut für Stadt- und Regionalplanung der TU Berlin (1979-84); 1988-2007 Universitätsprofessorin für Stadt-, Regional- und Gemeindeforschung sowie Sozialpolitik an der Goethe-Universität Frankfurt. Mitherausgeberin der Reihe Stadt, Raum und Gesellschaft; Beiratsmitglied der Stiftung Maecenia für Frauen in Wissenschaft und Kunst.

Dr. Dan Teodorovici

Freiberuflicher Architekturstoriker und Kurator; Stadtforscher am Städtebau-Institut der Universität Stuttgart, wo er 2010 mit seiner Dissertation über das Werk von George M. Cantacuzino promoviert wurde.

Prof. Dr. Klaus Zehner

Apl. Professor für Geographie an der Universität zu Köln. Der inhaltliche Fokus seiner Forschung liegt im Bereich der Stadtentwicklung mit Bezügen zu Stadtarchitektur und Städtebau sowie zur Geographischen Handelsforschung. Räumliche Schwerpunkte der Forschungstätigkeit bilden Großbritannien, insbesondere London, das Rheinland sowie Nordwestdeutschland.

BESPRECHUNGEN

VERONIKA SELBACH / KLAUS ZEHNER
(Hrsg.), *London – Geographien einer Global City*, Bielefeld: transcript Verlag 2016,
246 S., 29,90 €.

Stadtentwicklung und Stadtplanung in England und insbesondere in London sind seit Jahrzehnten beliebte Untersuchungsgegenstände der deutschen Stadtforschung. Der Town and Country Planning Act 1947 und mehrere darauf folgende Gesetze waren eine Art Bibel zahlreicher (west)deutscher Stadtplaner und – wie Maren Harnack in ihrem Beitrag zum Wohnen in London schreibt – der London County Council (LCC) setzte in den 1950er Jahren ein umfassendes Stadterneuerungsprogramm um: „Ihre Projekte galten als vorbildlich; sie wurden umfassend veröffentlicht und intensiv rezipiert“ (S. 204). Das Interesse hält seit Jahrzehnten unvermindert an und äußert sich auch im vorliegenden Band.

Die Faszination kommt nicht von ungefähr – einer ihrer Aspekte erschließt sich dem Betrachter unmittelbar und ohne jegliche fachliche Vorbildung: die Skyline von London beginnt immer mehr jener von New York zu ähneln. Das ist kein Zufall: London spielt in einer Liga mit New York, Tokio und wenigen anderen Städten, welche von den Herausgebern als „Alpha Global Cities“ bezeichnet werden (S. 11) und die sich – zumindest im Falle von London – durch eine einzigartige Konzentration der „FIRE Economy“ (Finance, Insurance, and Real Estate), der Kreativ- und Kulturbranchen, der Regierungs- und Verwaltungsfunktionen sowie einer Bevölkerung von außerordentlich hoher Diversität auszeichnet.

Bei der Lektüre bestätigt sich der Eindruck, den man als kontinentaler und namentlich deutscher Beobachter gewinnen kann: Die Ausschläge in der britischen Stadtentwicklungspolitik sind



bei jedem Regierungswechsel wesentlich härter als wir das aus Deutschland kennen – eine Folge des politischen Systems in Großbritannien, das von manchen Beobachtern zugespitzt auch als „Parlamentsdiktatur“ bezeichnet wird. Das äußert sich in teils extremen Änderungen der Förderpolitik ebenso wie in häufigen radikalen Umbauten der Verwaltungsstrukturen. Auf Letzteres geht Gerald Wood im einleitenden Beitrag ein und zeichnet die wechselhafte Geschichte des Bemühens um die Schaffung einer aufgabengerechten Stadtverwaltung für Groß-London nach. Der 1855 gegründete und vorrangig das aus hygienischen Gründen dringend erforderliche Abwassersystem, aber auch für Brücken, Durchgangsstraßen und andere Infrastruktur zuständige Metropolitan Board of Works (MBW) wirkte beispielgebend weit über Großbritannien hinaus und wurde u. a. zum Vorbild für den – ähnlich erfolgreichen, aber bis 1948 weit das Vorbild überlebenden – Rat für öffentliche Arbeiten der ungarischen Hauptstadt Budapest. 1888 wurde der MBW durch den London County Council (LCC) ersetzt. Diese Gründung erwies sich als deutlich dauerhafter und war auch nach Wood „die erste demokratisch legitimierte Verwaltungseinheit für die Gesamtstadt, deren Vertreter

in direkter Wahl durch die Londoner Bevölkerung gewählt wurden. Zunächst übernahm er die Aufgaben des MBW, und im Laufe seiner 76jährigen Geschichte kamen weitere Funktionen hinzu, darunter Bildung, Stadtplanung, sozialer Wohnungsbau und ÖPNV“ (S. 22). Wood erläutert den Handlungsdruck (Bevölkerungswachstum, Kriegsschäden u.a.m.), der zum Greater London Plan von Patrick Abercrombie, dem „Green Belt“ und den „New Towns“ zur dezentralisierenden Entlastung der Kernstadt führte. Wood hebt die regionale Betrachtungsweise des Plans hervor und stellt fest, dass er „bis in die 1960er Jahre hinein das Grundkonzept der Regionalplanung in Südost-England“ bildete (S. 26).

Schon kurz nach Gründung des LCC wurden „Metropolitan Boroughs“ geschaffen. Diese untere Verwaltungsebene könnte man in Analogie zu Berlin oder Hamburg als Bezirke bezeichnen, allerdings mit einem wichtigen Unterschied: Die Hamburger oder Berliner Bezirke sind – bei aller zunehmenden Eigenständigkeit – verselbständigte räumliche Organisationseinheiten der jeweiligen Einheitsgemeinde, während die „Boroughs“ von London Gebietskörperschaften eigenen Rechts sind. Der 1965 gegründete und ein wesentlich größeres Gebiet als der LCC umfassende Greater London Council (GLC) besteht aus 32 Boroughs, wobei die City of London bereits seit jeher und bis heute eine besondere Rechtsstellung einnimmt. Von Anfang an litt der GLC an einem strukturellen Problem, das es in ähnlicher Form auch in anderen Großstädten mit ähnlicher Struktur gibt: „Die [...] Machtaufteilung zwischen den beiden Verwaltungsebenen und die daraus resultierenden zum Teil diffusen Kompetenzzuweisungen waren eine Quelle ständiger Probleme, nicht nur zwischen den London Boroughs und dem GLC, sondern auch entlang parteipolitischer Linien. In zum Teil hitzigen Debatten wurde über die richtige Entwicklungsstrategie für die Gesamtstadt versus Boroughs gestritten, so dass der GLDP [Greater London Development Plan] erst nach siebenjähriger Vorbereitungszeit durch die Zentralregierung angenommen wurde“ (S. 28). Die erhebliche Popularität des charismati-

schen GLC-Chefs Ken Livingstone, eines linken Labour-Politikers, hat neben den strukturellen Konflikten mit der Regierung Thatcher wohl erheblich dazu beigetragen, dass der GLC 1986 aufgelöst wurde. Der Rezensent besitzt bis heute ein Exemplar der Neufassung des GLDP, der wegen der Auflösung des GLC nicht mehr in Kraft treten konnte – ebenso wie ein Exemplar des Vorgänger-Plans, dessen ursprüngliche, detaillierte Planzeichnung von der ministeriellen Genehmigungsinstanz durch ein eher schematisches Diagramm ersetzt wurde. Keine deutsche Stadt würde sich einen solchen Eingriff in ihre Planungshoheit gefallen lassen.

Nach einem langen strategischen Planungsvakuum – das laut Wood durch ministerielle Leitlinien nur notdürftig und begrenzt gefüllt wurde – erließ das Parlament während der Labour-Regierung Blair 1999 ein Gesetz zur Errichtung der Greater London Authority (GLA), die sich ironischerweise 2000 unter Ken Livingstone als Bürgermeister konstituierte. Der geltende „London Plan“, der als strategische Vorgabe die Boroughs bindet, wird von seinem Nachfolger Boris Johnson (inzwischen Außenminister) verantwortet.

Felicitas Hillmann beleuchtet in ihrem Beitrag die Regenerierungspraxis von London und nennt sie – immerhin mit Fragezeichen – die „Queen of Botox“. Die verschiedenen Förderprogramme – Housing Action Areas, General Improvement Areas und wie sie alle heißen – sind im Vergleich zur deutschen Städtebauförderung wesentlich weniger kontinuierlich und scheinen überwiegend nicht gegen Verdrängungseffekte gefeit zu sein. Dem Beitrag hätte allerdings ein sorgfältigeres Lektorat gutgetan – „Tour de Raison“ (S. 57) statt „tour d’horizon“ wäre wirklich nicht nötig.

Dirk Schubert behandelt den Funktionswandel der Docklands, eine wahrlich „radikale Transformation“ (S. 61). Die instruktive Schilderung der gescheiterten Pläne zur Re-Industrialisierung liefert auch die Erklärung eines anderen Entwicklungsansatzes, den man als „neoliberal“ zwar bedauern mag, der aber in der gegebenen Situation offenbar unumgänglich war. Er

beschreibt die Rolle der 1981 von der konservativen Regierung gegründeten London Docklands Development Corporation (LDDC) als Paradigmenwechsel: „Die Möglichkeiten, das große, zentral gelegene Areal, vor dem Hintergrund des [...] steigenden Büroflächenbedarfs und Londons Position als Finanzzentrum mittels eines Megaprojekts auszubauen, spielten nun die dominierende Rolle“ (S. 66). Klaus Zehner fokussiert seinen Beitrag auf Canary Wharf und die Isle of Dogs, gleichsam das Herzstück der Docklands und neben der City neu entstandenes zweites Finanzzentrum. Eine neue Erkenntnis für die meisten Leser (so auch den Rezensenten) dürfte die Erkenntnis sein, in wie starkem Umfang eine einzelne Persönlichkeit, der Bankier und Unternehmer Michael von Clemm, die Entwicklung angestoßen und beeinflusst hat. Die mäßige architektonische Qualität der Hochhäuser hat allerdings dem langfristigen kommerziellen Erfolg keinen Abbruch getan – eine für Architekten und Stadtplaner eher ernüchternde Erkenntnis.

Marina Rico und Klaus Zehner befassen sich im folgenden Kapitel mit besagter Hochhaus-Problematik. Obwohl einerseits beträchtlicher Wildwuchs herrscht, gibt es den Autoren zufolge andererseits doch ein Mindestmaß an planerischer Steuerung. Diese drückt sich im London View Management Framework (LWMF) aus, das 2007 ein Konzept von 1991 ablöste und 27 geschützte Sichtachsen definiert, in deren Zentrum die St. Paul's Cathedral steht.

Cordelia Polinna stellt städtebauliche Großprojekte und ihre Bedeutung für die Stadtentwicklung von London dar. Sie gliedert diese in Großprojekte „ohne Plan“ (d. h., ohne Einbindung in eine übergreifende strategische Planung) wie Canary Wharf, die Tate Modern mit der Millennium Bridge, die Verlängerung der U-Bahn Jubilee Line in die Docklands und solche „mit Plan“ (auf der Grundlage des Entwicklungsplans von 2004) wie der Olympische Park für die Sommerspiele 2012, die Entwicklung der Verkehrsinfrastruktur von der London Overground bis zum derzeit umgesetzten Giga-Projekt der Express-Regionalbahn Crossrail. Schließlich nennt

sie die „Großprojekte größer als ein Plan“, wie „ein neuer Flughafen in der Themsemündung, ein gigantischer neuer Containerhafen“ (S. 131). Ersterer ist zwar an Natur- und Umweltfragen (vorerst) gescheitert, ihr skeptisches Fazit lautet dennoch: es sei zu befürchten, „dass die Stadt sich immer stärker wegbewegt vom Leitbild der europäischen Stadt, und Fragen der Nachhaltigkeit und der sozialen Verträglichkeit nur noch eine untergeordnete Rolle spielen (ebda.). Der Rezensent teilt Polinnas Auffassung, dass „angesichts der kurz vor dem Kollaps stehenden Metropole [...] zu hinterfragen [ist], ob es weiterhin gerecht und sinnvoll ist, alle Kräfte in London zu bündeln oder ob nicht weitere Anläufe unternommen werden sollten, eine Dezentralisierung der wirtschaftlichen Kräfte in England zu forcieren“ (S. 133).

Holger Kretschmer und Boris Braun bezeichnen im Titel ihres Beitrags die Sommerolympiade 2012 als „Festivalisierung und Stadtentwicklung im Londoner Osten“. Beteiligt war eine Vielzahl teils staatlicher, teils städtischer Entwicklungsträger, von denen die London Legacy Development Corporation (LLDC) noch aktiv ist (vgl. Tabelle S. 141). Die Autoren loben zwar, dass „nur wenige Veranstalter [...] ein so umfassendes Konzept für die Zeit nach den Spielen vorgelegt (haben), wie die Londoner“ (S. 147), befürchten jedoch aufgrund des infrastrukturellen Entwicklungschubs auch einen möglichen Schub der Gentrifizierung. Die LLDC wache jetzt (nur noch) „über die Einhaltung der Regularien durch private Investoren. Diese konsequente Übertragung sensibler, komplexer und ehemals hoheitlicher Aufgaben an die Privatwirtschaft erlaubt es, [...] von einer Festivalisierung 2.0 zu sprechen“ (S. 148). Mit dem Erbe der Spiele befasst sich auch Valerie Viehoff anhand des Begriffs der „Urban Regeneration“, den schlicht als Stadterneuerung zu übersetzen wohl ein Fehler wäre. Der englische Begriff bezeichnet einen wesentlich stärker immobilienwirtschaftlich profitorientierten Ansatz. Dennoch gäbe es Viehoff zufolge auch im Osten von London Möglichkeiten zur „land value capture“ (in etwa vergleichbar mit dem deutschen

Begriff des Planungswertausgleichs), nämlich in Analogie zum Milton Keynes Park Trust, der Einnahmen aus kommerziell genutzten Grundstücken generiert und in die Grünflächen dieser „new town“ investiert. Nicht ganz nachvollziehbar für den Rezensenten ist Viehoffs Kritik an der Ausgestaltung der beiden großen Parkanlagen auf dem früheren Olympiagelände. Während „der als Ebenbild einer ‚natürlichen Landschaft‘ entworfene Nordpark signifikant weniger von nicht-weißen Minderheiten frequentiert wird, als dies statistisch der Fall sein sollte“ (S. 168), verhält es sich beim eher als Festival- und Amüsiermeile angelegten Südpark offenbar genau umgekehrt. Hier könnte man sich in der Tat fragen, ob Viehoff nicht in die Falle einer missinterpretierten „political correctness“ tappt, zumal offensichtlich in enger räumlicher Verzahnung für die Nutzungsbedürfnisse unterschiedlicher Gruppen gesorgt wird.

Hochinteressant ist die – auch kartographische (S. 199) – Darstellung der Gentrifizierungsprozesse durch Jan Glatter. Mit „Gentrification“ bezeichnet die Begriffs-Erfinderin Ruth Glass „den Zuzug von Mittelklassehaushalten in ehemalige Arbeiterquartiere, in deren Verlauf die verfallene Bausubstanz modernisiert und die bisherige Bewohnerschaft der Arbeiterklasse verdrängt wird“, so Glatter (S. 186). Aus dem Beitrag wird allerdings deutlich, dass in späteren Wellen der Gentrifizierung nach der ersten Phase in den 1950er Jahren gleichsam mangels Masse nicht mehr die traditionelle Arbeiterklasse die Hauptbetroffene ist, sondern eher Bevölkerungsgruppen mit Migrationshintergrund. Ein gewisser Widerspruch scheint sich in Glatters Darstellung aufzutun, indem er einerseits bei den Olympia-Investitionen im Osten Londons feststellt, es seien „öffentliche Räume neu gestaltet und der Neubau von bezahlbaren Wohnungen gefördert“ worden, andererseits hätten „diese öffentlichen Interventionen [...] wesentlich die Ausbreitung der Gentrification im Osten Londons befördert“ (S. 196) – ja sind denn etwa die (ohnehin viel zu wenigen) bezahlbaren Wohnungen auch ein Zeichen der Gentrification? „Weitere Impulse gingen von

mehreren Hot Spots der Kreativen aus“ (S. 197), als deren typische Anzeichen Glatter Künstlerateliers, Musikclubs und Vintage-Märkte ausmacht. Soweit sich solche Kreative als Raumpioniere ungenutzter Flächen und Gebäude betätigen, dürfen sich die sozial bedenklichen Folgen einer solchen Gentrification in vertretbaren Grenzen halten.

Der bereits erwähnte Beitrag von Maren Harnack zum Wohnen in London konnte aufgrund des Erscheinungsdatums des Bandes den Brand des „Grenfell Tower“ noch nicht berücksichtigen; diese Katastrophe bestätigt allerdings in tragischer Weise all jene Probleme, die im Beitrag diagnostiziert werden. Der Band schließt mit der sehr präzisen Betrachtung von Veronika Selbach zu London als multikultureller Metropole, die auf klaren statistischen Grundlagen die vom Besucher „gefühlte“ Multikulturalität räumlich differenziert darstellt. Trotz gelegentlicher Redundanzen und Überschneidungen zwischen den einzelnen Beiträgen sei die – durchaus Konzentration fordernde – Lektüre des Bandes ausdrücklich empfohlen.

János Brenner, Berlin

HARALD BODENSCHATZ/KLAUS BRAKE
(Hrsg.), *100 Jahre Groß-Berlin, Bd. 1: Wohnungsfrage und Stadtentwicklung*, (= *Edition Gegenstand und Raum*), zahlr. Abb., 224 S., 25,- €.

Im Zuge des (Groß-)Berlin-Gesetzes entstand 1920 was heute allgemein als Berlin verstanden wird. Durch die neu geschaffene Einheitsgemeinde vervielfachte sich die Berliner Stadtfläche um das 13-fache und die Bevölkerungszahl verdoppelte sich auf rund 3,9 Mio. Einwohner. Der von Harald Bodenschatz und Klaus Brake herausgegebene Sammelband vereint Beiträge des 12. Henselmann-Kolloquiums, das 2016 mit dem Thema ‚Wohnungsbau‘ den Auftakt einer fünfjährigen Auseinandersetzung mit dem Thema ‚Groß-Berlin‘ bildete. Das Ziel dieser Auseinan-

dersetzung wird in dem Vorwort von Thomas Flierl und der Einleitung von Harald Bodenschatz und Klaus Brake klar ausgesteckt: Durch die Beleuchtung des (Groß-)Berlin-Gesetzes aus unterschiedlichen Perspektiven – neben Wohnungsbau werden bis 2020 die Themen Verkehr, Grün und Planungskultur behandelt – sollen „programmatische Leitlinien und politische Konsequenzen für die Entwicklung des Metropolraums der Hauptstadtregion und die Stadt Berlin entwickelt werden“ (Flierl, S. 8).

Die Auseinandersetzung mit der Wohnungsfrage zu beginnen scheint angesichts aktueller Herausforderungen durchaus angebracht. Die Krise des sozialräumlichen Zusammenhalts, wachsende Bevölkerungszahlen und der Mangel an leistbarem Wohnraum werden sich, so die Herausgeber, nicht in den engen Grenzen Berlins und nicht mit den seit den 1960er Jahren sukzessive abgebauten Instrumenten des sozialen Wohnungsbaus lösen lassen, sondern erfordern neue stadträumliche wie (sozial-)wohnungspolitische Visionen für die Stadtregion. Entsprechend steht das Lernen aus der Vergangenheit im Zentrum des Bandes. Die Ausgangsthese der Herausgeber (S. 13 f.) lautet, dass erst Groß-Berlin den notwendigen Handlungsrahmen für neue Arten des Wohnungsbaus und eine die Wohnverhältnisse breiter Schichten verbessernde Wohnungspolitik geschaffen hat. Um die Debatte einer stadtreionalen Dimension des Wohnungsbaus und der Wohnungspolitik anzustoßen, haben die Herausgeber Experten aus den Bereichen Wissenschaft, Wohnungswirtschaft, Politik und Planung zusammengebracht.

Die historische Entwicklung strukturiert den Aufbau des Sammelbandes. Der erste Abschnitt ist der Schaffung Groß-Berlins gewidmet. Harald Bodenschatz reflektiert in seinem Beitrag ‚(Gross-)Berlin: Ein Jahrhundertereignis‘ die Vorläufer und Hintergründe einer Entscheidung, „an die vor dem Ersten Weltkrieg keiner ernsthaft glauben konnte und die nur in der Nachkriegskrise gelingen konnte“ (S. 19). Er schildert die sich ab Beginn des 20. Jahrhunderts für die Entwicklung Groß-Berlins stark machenden In-



itiativen, die sich allerdings zahlreichen Gegnern gegenübersehen, u.a. einigen Berliner Gemeinden und Vororten, die mit Steuerbegünstigungen Besserverdienende aus der Kernstadt abzuziehen versuchten und entsprechend wenig Interesse an einer gemeinsamen Großstadtregion hatten. Auch in der frühen Nachkriegszeit gingen die erbitterten Kämpfe weiter. Entsprechend knapp fiel der Beschluss aus: Vertreter der USPD, der SPD und Teile der Deutschen Demokratischen Partei konnten sich letztlich mit 164 gegen 148 Stimmen durchsetzen. Interessant sind auch die Ausführungen, warum ‚Groß-Berlin‘ Berlin blieb: Während Groß-Berlin seinen Verfechtern im Vorfeld der Abstimmung als Zielvorstellung diente, wurde er kurz vor der Entscheidung bewusst aus dem Gesetzesentwurf gestrichen, u.a. um die Angst vor einem übermächtig scheinenden Begriff zu nehmen (S. 28).

Klaus Brake zeichnet im Anschluss in seinem Beitrag ‚Re-Strukturierung einer Stadtregion bis 1920‘ nach, wie die seit Mitte des 19. Jahrhunderts immer wieder neu konfigurierte Zuordnung von Industrie, Wohnen und Verkehr die Strukturen in und um Berlin nachhaltig geprägt hat. Dabei wird deutlich, wie sich mit Beginn der Industrialisierung – und weitergeführt im Zuge zahlreicher, durch verbesserte Mobilitätsformen ermöglichter Randwanderungen der Industrie – einige soziokulturelle Muster herausbildeten, die die Stadt Berlin zum Teil bis heute prägen. Der Autor zeigt auch, dass die wirtschaftlichen Beziehungen und Netzwerke bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts weit über die kommunalen Grenzen Klein-

Berlins hinausreichten – der Verflechtungsraum war demnach auch ohne Einheitsgemeinde bereits Realität. Befürwortern Groß-Berlins ging es folglich darum, diese Prozesse durch die Schaffung einer einheitlichen Aktionskulisse gestaltbar zu machen. Den ersten Abschnitt schließen Katrin Lompscher und Sarah Oßwald mit ihrem Beitrag ‚Gross-Berlin und die Wohnungsfrage‘ ab. Die Autorinnen beleuchten die Hintergründe der Wohnungsmisere Berlins und argumentieren, dass die Schaffung Groß-Berlins auch eine Folge des im Zuge gründerzeitlicher Stadtproduktion entstandenen Wohnungselends war.

Der zweite Abschnitt beleuchtet die Entwicklung Groß-Berlins in der Zwischenkriegszeit. Celina Kress setzt sich in ihrem Beitrag ‚Gemeinnütziger Wohnungsbau bis 1933‘ aus planungsgeschichtlicher Perspektive mit dem Erbe dieser Jahre auseinander und plädiert dafür, diese als Anleihen für das Heute zu nehmen – und zwar sowohl aus städtebaulicher, wohnungswirtschaftlicher wie sozialpolitischer Sicht. Die Autorin beschreibt, dass die neue Gebietskulisse in Form Groß-Berlins eine wesentliche Bedingung für den Berliner Wohnungsbau dieser Jahre darstellte. So agierte beispielsweise der Wohnungsverband Groß-Berlin als ein zentrales Instrument interkommunaler Kooperation, aber auch räumlich bildete die erweiterte Kulisse die Voraussetzung dafür, Außenbezirke, Peripherie und Ränder als neue Zukunftsräume zu gestalten. Neben den dabei entstandenen und mittlerweile hoch geschätzten peripheren Siedlungen des Neuen Bauens entstanden auch zahlreiche Wohnquartiere rund um den S-Bahn-Ring, die die Mietshausstadt des 19. Jahrhunderts auf neuartige Weise weiterentwickelten. Letztere seien, so die Autorin, trotz ihrer Qualitäten bisher noch wenig gewürdigt worden. Jo Sollich betrachtet anschließend den ‚Volksgemeinschaftsbau in der NS-Zeit‘. Berichtet wird von intensiven fachlichen Auseinandersetzungen um geeignete Wohnformen und -dichten, deren Umsetzung letztlich aber weniger von Ideen, als von jeweils vorhandenen realen Möglichkeitsräumen und politischen Prioritätensetzungen bestimmt wurde.

Die Planungen der nationalsozialistischen Periode waren sowohl was die massiven Stadtumbauvorhaben der Berliner Innenstadt als auch was die gewaltigen Stadterweiterungsplanungen betrifft, von einer Großmaßstäblichkeit geprägt. Auch die Groß-Berliner Stadtgrenze von 1920 verlor gegenüber dem nunmehr in Bau befindlichen Autobahnring an Bedeutung. Gleichsam blieben viele der großmaßstäblichen Planungen dieser Jahre Papierarchitektur.

Den dritten Abschnitt zum geteilten Groß-Berlin leitet Cordelia Polinna mit ihrem Beitrag ‚Sozialer Massenwohnungsbau in Berlin West‘ ein. Die Stadtentwicklung anhand von Flächensanierung, Großsiedlungsbau und dem Übergang zu sanfter Stadterneuerung und kritischer Rekonstruktion reflektierend, kommt sie zu dem Fazit, dass es trotz umfangreicher finanzieller Mittel zwischen 1945 und 1989 nicht gelungen sei, attraktive Formen sozialen Massenwohnungsbaus zu realisieren. Während der 1950er bis 1970er Jahre sei dies dem Mangel an geeigneten Konzepten geschuldet gewesen, im Zuge der IBA Berlin 1987 erwiesen sich starre Förder Richtlinien als hinderlich. Räumlich betrachtet reichte der moderne Großsiedlungsbau bis an die Grenzen Groß-Berlins heran, die durch den Mauerbau in dieser Periode hart begrenzt wurde. Die Autorin weist allerdings darauf hin, dass der Flächennutzungsplan von 1965 zwar in seinen Darstellungen auf West-Berlin beschränkt blieb, konzeptionell aber von Wiedervereinigung und Wachstum ausging – inwieweit hier innerhalb oder über die Grenzen Groß-Berlins hinaus gedacht wurde, wäre interessant zu erfahren.

Christina Lindemann beleuchtet den ‚Wohnungsbau als Stadtentwicklung in Berlin Ost‘, indem sie polit-ökonomische Hintergründe und Produktionsbedingungen des Wohnungsbaus zwischen 1949 bis 1989 bespricht. Ihr Urteil fällt durchaus positiv aus. Über die unterschiedlichen Phasen der Entwicklung hinweg – vom Wiederaufbau über Wohnungsbau in zentralen Lagen bis hin zu Industrialisierung der Bauproduktion und der Lösung der Wohnungsfrage durch großflächige Wohnkomplexe – zeichnet sie insbesondere

die Kontinuitäten heraus. Zum einen waren zentrale Ideen, wie eine effektive Verflechtung von Arbeiten und Wohnen sowie die Schaffung von Wohnkomplexen inklusive aller notwendiger Infrastrukturen, durchgängige Leitvorstellungen. Zum anderen fanden die Entwicklungen über den gesamten Zeitraum hinweg hauptsächlich innerhalb des bestehenden Stadtgefüges Groß-Berlins statt, wodurch einer Zersiedelung weitgehend entgegengewirkt worden ist.

Der vierte Abschnitt ist Erfahrungen aus anderen europäischen Hauptstadtregionen – London, Moskau und Paris – gewidmet. Eingeleitet wird dieser Abschnitt von Maren Harnack mit einem Beitrag zu ‚Greater London: Regionale Wohnungspolitik‘. Die Autorin zeichnet seit der Nachkriegszeit die Kämpfe um Zuständigkeitsbereiche im sozialen Wohnungsbaus zwischen Bezirks-, Gesamtstadt und nationaler Ebene nach, und beleuchtet, wie diese die jeweilige wohnungspolitische Ausrichtung beeinflusst haben. Zum einen hat die Nationalregierung seit den 1960er Jahren ihren Einfluss auf Wohnraumentwicklung schrittweise ausgeweitet, wohingegen die kommunalen Verantwortungsbereiche ausgehöhlt worden sind. Zum anderen ging ein Verständnis von Wohnraumversorgung als gesamtgesellschaftlicher Aufgabe, die einer starken öffentlichen Förderung bedarf, zusehends verloren. Hinsichtlich der räumlichen Ebene zeigt die Autorin schließlich, dass die von Abercrombie geprägten Wiederaufbauplanungen auf die Metropolregion ausgelegt waren, indem sie einen systematischen Aufbau von New Towns zur Entlastung und Dichtenverringering Londons enthielten. Seit der Ära Thatcher hingegen habe sich nicht nur die Wohnungsversorgung insgesamt stetig verschlechtert, auch ähnlich ambitionierte, auf die Metropolregion ausgerichtete Stadtvisionen suche man vergebens.

Philipp Meuser zeichnet in seinem Beitrag ‚Bol’shaja Moskva: Platte, Politik und Propaganda‘ die Stadtentwicklung Moskaus seit dem ersten Generalplan von 1935 nach. Er stellt dabei insbesondere die Kontinuitäten in den Vordergrund, die die Wohnbauproduktion seit der spä-

ten Sowjetunion bis heute prägen. Dies zeigt sich zum einen in der kontinuierlich starken Rolle des Staates, von dem bis heute maßgebliche Programmatiken und Stimuli zur Einführung von Neuerungen im Wohnungsbau ausgehen. Zum anderen zeigt sich dies in den Akteuren des Wohnungsbaus: Bis heute prägt eine kleine Zahl von aus der Konkursmasse der Sowjetunion hervorgegangenen und in der Folge voll- bzw. teilprivatisierten Wohnungsbaukombinaten den Moskauer Wohnungsbau. Diese haben in den letzten Jahren – stimuliert durch eine lokalstaatliche Initiative – neue Serien des Plattenbaus entwickelt und zählen bezüglich der technologischen Standards zu den modernsten in Europa. Gleichzeitig weist der Autor jedoch darauf hin, dass sich dabei die grundsätzlichen Gestaltungsideen gegenüber der späten Sowjetunion wenig verändert hätten. Eine weitere Kontinuität zeige sich schließlich in der raumgreifenden Ausdehnung Moskaus: 2012 wurde die Stadtfläche von 107.000 auf 255.000 Hektar erweitert, was in Bedeutung durchaus der gewaltigen Erweiterung von 1935 ähnele. Auch Denis Bocquet beschäftigt sich in seinem Beitrag ‚Grand Paris: hundertjährige Geschichte der Wohnungsfrage‘ (ins Deutsche übersetzt von Katia Bensaid) mit Kontinuitäten und Ursprüngen sozialräumlicher Entwicklungsmuster. Deutlich wird, dass die intensiv diskutierten sozialräumlichen Gegensätze in Paris ihren Ursprung zum Teil bereits in den Umbau-Maßnahmen Haußmanns haben, im Zuge dessen weniger bemittelte Bewohner in die peripheren Stadtbezirke verdrängt worden sind. Die sozialräumlichen Gegensätze zwischen Paris und seinem Umland verfestigten sich nach dem Zweiten Weltkrieg, als von der Nationalregierung städtebauliche Enklaven zum Bau von Großsiedlungen ausgewiesen wurden. In dieser Zeit verfestigte sich aber auch eine gewisse Art von Konsens zwischen der von Konservativen dominierten Stadt Paris und den häufig kommunistisch geprägten Stadtgemeinden der Vororte – letztere waren nämlich durchaus bereit, weniger bemittelte Bevölkerungsschichten zur Stärkung ihrer Wählerbasis aufzunehmen. Die zahlreichen, ins-

besondere seit den 1990er Jahren unternommenen Versuche, die massiven sozialräumlichen Ungleichheiten und die daraus resultierenden Probleme zu lindern, müssen, so der Autor, bisher vorrangig als gescheitert angesehen werden. Insofern blickt er trotz weiter andauernder und neuer Initiativen eher skeptisch in die Zukunft.

Der fünfte und letzte Abschnitt des Buches ist schließlich der neuen Wohnungsfrage in Berlin gewidmet. Andrej Holm identifiziert in seinem Beitrag ‚Berliner Wohnungsfragen seit 1990‘ drei Hauptprobleme der aktuellen Berliner Wohnungsverorgung: ein absoluter Mangel an Wohnungen, nicht genügend bezahlbarer Wohnraum sowie längst nicht mehr auf einzelne Nachbarschaften beschränkte Verdrängungstendenzen. Die in den letzten Jahren eingeleiteten Maßnahmen wie z.B. eine verstärkte Neubautätigkeit, neue miet- und städtebaurechtliche Instrumente oder die Stärkung landeseigener Wohnungsgesellschaften, hält Holm für nicht ausreichend, um die aktuellen Herausforderungen zu meistern. Denn diese, so der Autor, würden die grundsätzliche Problematik – nämlich den Widerspruch einer sozialen Wohnraumversorgung und einer Renditeorientierung – nicht tangieren. Entsprechend schlägt er eine konsequente Dekommodifizierung und Vergesellschaftung der Wohnungsverorgung vor. Optimistisch stimmt den Autor, dass historisch betrachtet Berliner Lösungsansätze häufig aus Protesten und politischen Auseinandersetzungen hervorgegangen sind – ein Phänomen, das auch heute in Form erstarkender Protestbewegungen durchaus zu beobachten ist. Auch Maren Kern befasst sich mit ‚Herausforderungen an den Wohnungsbau‘. Während die aktuelle Problematik ähnlich wie im vorhergehenden Beitrag dargestellt wird, kommt sie zu einer anderen Einschätzung was mögliche zukünftige Ansätze betrifft. Insbesondere setzt sie sich für eine stärkere, aber vor allem auch bezahlbare Neubautätigkeit ein. Um dies zu gewährleisten seien mehrere Schritte notwendig, die u.a. eine aktive Liegenschaftspolitik, eine Senkung der Grund- und Umsatzsteuer, eine Vereinfachung der Baustandards, eine For-

cierung seriellen und modularen Wohnbaus, eine Beschleunigung von Bauplanungsverfahren sowie eine Entlastung der Anforderungen für sozial verantwortliche Bauherren umfassen. Nicht zuletzt sieht sie auch die Schaffung einer positiven Grundstimmung für Wachstum und Großprojekte in der Bevölkerung als zentrales Element an. Im Gegensatz zum vorherigen Beitrag müssen laut Kern allerdings insbesondere die unternehmerischen Freiräume gewährleistet bleiben, um die Gemeinschaftsaufgabe Wohnungsbau zu meistern.

Abschließend reflektiert Ephraim Gothe die ‚Wohnungspolitik in Berlin und Brandenburg‘ seit 1989/90. Dabei wird deutlich, dass die Beziehungen zwischen Berlin und Brandenburg seit den 1990er Jahren tendenziell von einem Mangel an systematischer Zusammenarbeit und übergreifender Konzepte geprägt war. Beispielsweise führt der Autor das in den 1990er Jahren im Geschosswohnungsbau entstandene Überangebot auf mangelnde Absprachen zwischen Berlin und Brandenburg zurück. Die daraus entstandene Erkenntnis, dass Berlin und sein Umland als ein gemeinsamer Wohnungsmarkt zu begreifen sei, ging allerdings rasch wieder verloren. Das um 2011 wiedereinsetzende deutliche Wachstum, die Mietpreissteigerungen und die zunehmenden sozialräumlichen Verdrängungsprozessen hätten zwar bereits zu einer wohnungspolitischen Wende in Berlin geführt, die aktuellen Herausforderungen können laut Autor allerdings nur in enger Kooperation mit dem Berliner Umland gelöst werden.

Insgesamt vereint der Sammelband pointierte, durch zahlreiche Abbildungen illustrierte und gut aufeinander abgestimmte Beiträge zu den unterschiedlichen Perioden der (Groß-)Berliner Stadtentwicklung. Die Beiträge tragen auf unterschiedliche Weise zum Hauptanliegen der Herausgeber bei, nämlich durch den Blick zurück, ins Heute und in andere Hauptstadtregionen die Debatte um eine stadtreional gedachte Entwicklung aufs Neue anzustoßen, deren Relevanz herauszuarbeiten und aufbauend darauf mögliche Zukünfte und Lösungsansätze einer so-

zialorientierten Wohnraumversorgung im Großraum Berlin zu erarbeiten. Durch die Beiträge hinweg besteht Konsens darüber, dass die Geschichte des Großraums Berlin einen reichen Fundus bietet, aus dem für das Heute und Morgen gelernt werden kann. Welche Epochen, Instrumente und Ansätze dafür am geeignetsten erscheinen, dazu haben die Autoren unterschiedliche Auffassungen. Bezüglich der wohnungspolitischen Ausrichtung etwa eröffnen die Beiträge ein Spektrum, das von Verbesserungen bestehender Instrumente, Ansätze und Kooperationen bis hin zu Forderungen nach einem profunden Kurswechsel reicht. Für den deutschen Diskurs ist das Buch meines Erachtens auch darum von Relevanz, weil es die aktuellen Debatten um eine weitere Verdichtung und dem Fokus auf die Kernstädte versus den Möglichkeiten zur Stadterweiterung und zur Werteverchiebung von ‚Zentrum‘ und ‚Peripherien‘ reflektiert. Das Buch bildet dabei unterschiedliche Ansätze ab: Es finden sich sowohl Positionen, die das aktuelle Wachstum durch Verdichtung des bestehenden Großraums zu bewältigen suchen, als auch stadtregionale Visionen, die etwa eine erweiternde sternförmigen Entwicklung entlang zentraler Achsen vorschlagen.

Daniela Zupan, Aachen

ANETTE FREYTAG, Dieter Kienast: *Stadt und Landschaft lesbar machen, mit Fotografien von Georg Aerni und Christian Vogt, Zürich: gta Verlag, ETH Zürich 2016, 212 Pläne und Abb. (s/w u. farbig), 432 Seiten, 94,- €.*

Dem Landschaftsarchitekten, international besonders in der Schweiz und Deutschland wirksamen Gestalter und in seiner Disziplin führenden Hochschullehrer Dieter Kienast wird mit der umfassenden Dokumentation und tiefgehenden Analyse seines Lebenswerkes von Anette Freytag im Zusammenhang mit einst engen Mitarbeitern

mit diesem Band ein würdiges und weitreichendes Denkmal gesetzt. Das künstlerisch gestaltete und mehrfach prämierte bibliophile Werk vermittelt einen grundlegenden anschaulichen Einblick in die Arbeit seiner rund 330 Projekte, zugleich aber auch im Text eine äußerst sachkundige kritische Auseinandersetzung mit der fachlich dynamischen Entwicklung der Bestrebungen einer naturwissenschaftlich fundierten, formal-künstlerisch gestalteten und sozial engagierten Gestaltung städtischer Freiräume. Herausgearbeitet wird der leitende Denkansatz einer Lesbarkeit der in den Gestaltungen intendierten geistigen Aussagen und raumgestaltenden Zusammenhänge in einem städtebaulichen und gesellschaftlichen Kontext.

Unter der Landschaft ist im Sinne des Landschaftsarchitekten der formal-künstlerisch wie auch von der Natur aus anzusprechende städtische Freiraum zu verstehen, öffentlich wie im Einzelnen auch privat. Der Landschaftsplaner bewegt sich hier in der Spanne vom biotischen Grünplaner über historische und bauliche Vorgaben, vereint mit spontaner Vegetation, sozialen Zielsetzungen und Nutzungsbedürfnissen bis hin zu formal-künstlerischen Formsprachen, mit einer ablesbaren Intention. Die vorliegende Werkanalyse macht deutlich, dass Kienast in seiner fachlichen Entwicklung diese Spannungen durchlaufen hat, sie aber auch zugleich bei seinen Entwürfen und Zielsetzungen innovativ zu vereinen wusste. Geht die Analyse eng und quellenbezogen jeweils von einzelnen Projekten aus – wobei die frühen, bisher in der Literatur kaum beachteten besonders herangezogen werden –, so wird doch gezielt die jeweilige Stellung eines Projektes im Zuge der fachbezogenen geistigen Entwicklung von Kienast herausgestellt und darüber hinaus der Stellenwert in der landschaftsgestaltenden Disziplin sowie die Nachwirkungen in den Fachkreisen.

Dieter Kienast, sein Werk und seine Wirkung in der Etablierung und Ausrichtung der Landschaftsarchitektur in den 1970er bis 1990er Jahren nehmen außer Zweifel eine führende und prominente Stellung ein, was dieser Band grundlegend

bestätigt. Ihm ist es gelungen – und dies ist eine allgemeingültige Aussage dieser Darstellung – in dem wachsenden Spannungsfeld verschiedener geistiger Richtungen auf seinem Gebiet der Gestaltung im städtischen Raum Synthesen zu finden und ansprechend zu vermitteln. Geboren in die gärtnerische Praxis seines Elternhauses in Zürich, ausgebildet als Pflanzensoziologe, im frühen praktischen Kontakt mit führenden Planungsbüros in der Schweiz, eingebunden in die sozial engagierten Wirren von Planungsstrategien von Lehrern und Studenten der Gesamthochschule Kassel (1970 bis 1975) fand er – stets in Teamarbeit – den Weg zu partnerschaftlichen und wachsenden Planungsbüros an seinem Heimatort Zürich. Hier entwickelte sich – jeweils mit dem praktischen Projekt – eine eigene künstlerische Formsprache, kreativ, aber auch durchgehend unterlegt mit den wechselvollen Stadien seines fachlichen Werdeganges zwischen Natur und künstlerischer Gestaltung. Dieter Kienasts Werk fand keine Vollendung, er verstarb 1998 mit 53 Jahren in Zürich. Die zeitnahe Archivierung seines Planmaterials an drei zugänglichen zentralen Orten (besonders gta Archiv ETH Zürich), mit Hilfe seiner dem Fach und Büro verbundenen Frau (Erika Kienast-Lüder) und Kollegen (besonders Christian Vogt und Kienasts Nachfolger Professor Christoph Girot), die Erstellung eines Werkverzeichnisses und schließlich die kritisch das Werk erschließende Analyse im Rahmen einer Dissertation und eines folgenden langjährigen Forschungsprojektes von Anette Freytag sind äußerst förderliche Rahmenbedingungen, die nicht nur zu einer individuellen Werkmonographie führten, sondern einen zentralen Beitrag zur frühen Forschungsgeschichte der sich als eigenständige Disziplin etablierenden Landschaftsarchitektur darstellt, keineswegs nur beschränkt auf die Schweiz.

Besonders verbunden war Kienast Deutschland durch sein Studium und seine Promotion in Kassel, durch seine Professur für Landschaftsarchitektur an der Universität Karlsruhe (1992–1997) sowie durch Planungsobjekte in Schleswig, Kassel, Berlin und Hannover-Kronsberg. Eine



allgemeine Schlüsselfunktion hatte sein 1991 in Berlin gehaltener Vortrag „Von der Notwendigkeit künstlerischer Innovation und ihrem Verhältnis zum Massengeschmack der Landschaftsarchitektur“ (in: J. Wenzel, Hrsg., Choreographie des öffentlichen Raumes, Berlin 1994).

Erschlossen sind das Werk und die Thematik im Band durch eine biographische Übersicht, das Werkverzeichnis (nach Ort, Datierung und Projektbezeichnung), ein Verzeichnis der veröffentlichten Schriften von Kienast, ein Verzeichnis zugehöriger Fachliteratur, ein Abbildungsverzeichnis und ein Orts-Namenregister.

Die fachlich äußerst versierte, behutsam und begründend erarbeitete Werkanalyse, ausgehend von einer sorgfältigen Auswertung des umfangreichen geordneten Planungsmaterials ist der kompetenten Landschaftsarchitektin Anette Freytag zu verdanken, die als Dozentin ebenfalls aus dem Institut für Landschaftsarchitektur der ETH Zürich hervorgegangen ist. Sie kann mit ihren Arbeiten, u. a. dem Beitrag „Natur entwerfen“ (2011), vor allem aber mit dem vorliegenden Band als geistige Sachwalterin des Schaffens und Denkens von Dieter Kienast angesehen werden, auf einem weiterführenden Weg zur Topologie (2012/13) und zu internationalen Erfahrungen in den USA als Professorin der Landscape Architecture an der Rutgers University (NJ). Allgemein bedeutsam ist, dass sie mit ihren treffenden Urteilen zur Entwicklung der Landschaftsarchitektur hier weiter über eine als solche geleistete „Kienast Monographie“ hinausweist und damit ein Standardwerk geschaffen hat zur Begründung

einer emanzipierten Disziplin der Landschaftsarchitektur, nach dem Vorlauf der Bewegungen des Landschaftsparks, der Landschaftsgärten oder der Grünflächenanlagen. Freilich, die künstlerische Formgestaltung der Anlagen, eng verbunden mit dem immanenten Anspruch einer Lesbarmachung, intendierte Aussagen für eine passierende und „nutzende“ Gesellschaft. Dies sind die besonderen Akzente, die gerade Kienast mit seinem Werk – zum Teil umbrechend empfunden – gesetzt hat, und diese werden auch weiterhin wesentliche Elemente einer Landschaftsarchitektur sein. Freytag kann zeigen, dass Kienast den in seiner Ausbildung aufgenommenen Ansatz einer Gestaltung und eines steten Wandels durch Nutzung der ideologisch motivierten „Kasseler Schule“ in ihrem gesellschaftlichen Raumananspruch hinter sich gelassen hat, bei einem höher angesetzten künstlerischen Anspruch.

Dies wird allein schon plakativ deutlich in der Gliederung des umfangreichen Textes der Analyse in drei diachronisch angeordneten Hauptkapiteln („Prismen“), die Entwicklung und Wandel in den Arbeiten von Kienast verfolgen lassen, in denen aber – und dies ist wesentlich – zugleich auch das sich durch das gesamte Werk ziehende reiche Spektrum von Ideen und Ansätzen der Entwürfe deutlich wird, die als eigene aber auch allgemein gültige Zusammenführung der verschiedenen Stränge der Rezeption und Eröffnung einer neuen Perspektive auf sein Schaffen gelten können. Gerade letzteres verleiht dem Band seine weiterführende Bedeutung im Sinne eines anregenden Handbuches, was – bei einer vorgesehenen Ausgabe in englischer Sprache – eine internationale Bedeutung und Wirkung unterstreicht. Es wird herausgestellt, dass die drei Perspektiven im Werk „permanent interagieren“. Die Kapitel sind 1. der Natur der Stadt: Kasseler Spuren, gewidmet, 2. den Formen der Nutzung: Alltagsbewältigung und ästhetische Erfahrung und 3. der Zeichnung und Wahrnehmung: Medien der Darstellung. Die Unterkapitel orientieren sich an den mit Plänen belegten Objekten und den in ihnen deutlich werdenden allgemeinen Prinzipien, durchgehend im Nacheinander

der Projekte. Im Kontext mancher bisheriger Rezeptionen, die vor allem auf die Arbeiten der späten 1980er und der 1990er Jahre gerichtet sind, wird hier im Band der Blick erstmalig auch auf frühere Projekte in der Schweiz gelenkt: Gestaltung der Wohnumgebung Niederhasli (1972/75), der Stadtpark Brühlwiese in Wettingen (1979/84) und der Kurpark in Zurzach (1983/85).

Eng miteinander verbunden ist der interpretierende Text mit den Plangrundlagen, dem Fotomaterial zu den Projekten – allgemein und seit 1991 sehr bewusst in schwarz-weiß gehalten (Christian Vogt, Projektleiter) und oft doppelseitigen Farbaufnahmen, eigens für den Band in Abfolgen zusammengestellt von Georg Aerni. Der mediale Quellenbezug in der Form der bildlichen Präsentation erlaubt dem Benutzer des Bandes einen anschaulichen Nachvollzug der Interpretationen im Text, aber regt zugleich auch an zu eigenen Lesarten oder mag für den fachlich Versierten auch anregenden Modellcharakter haben.

Die Buchgestaltung im Layout des Textes, besonders aber in der Erläuterung und dem Druck der umfangreichen durchgehenden Plan- und Bildquellen reiht den Band in die Reihe „schönster Bücher“ ein, mit der immanenten Besonderheit, zugleich ein Band mit thematisch fundiertem künstlerischem Anspruch zu sein, der über eine Ästhetik hinaus wesentliche fachlich begründete Aussagen vermittelt. Markant ist der außen rundum schwarz gehaltene Einband, innen fortgesetzt in Zwischenseiten, an dem in weiß punkthaft wirkende Vegetationsteppiche hervorschimmern, ein Blätterdach, Blattstreu, Gras- und Schilfdecken, aufgeprägt auf quadratische Kunstplatten. Symbolisch wird hier die Macht der spontanen natürlichen Vegetation angedeutet, die aus dem Grau der städtischen Mauern und dem steinernen Material in Symbiose hervorleuchtet, ein Leitthema, das auch als Kontroverse in Kienasts Gestaltungswillen unter dem Titel „Mehr als grau“ dem Band vorangestellt ist.

Kienast entwarf seine Projekte stets zeichnend, ein Planentwurf war Voraussetzung für jede eingreifende Umgestaltung, was jetzt und

hier zu einer anschaulichen und interpretierenden Quellengrundlage führt. Dies war eine grundlegende Aufgabe der vorliegenden Werkanalyse, in der Topologie sowie die Symbiose lebendiger Vegetation und toter Materialien (Stein, Kies, Beton) im Gesamtbild zu einer Zonierung des verfügbaren Raumes führt und im Gestaltungsplan zur Ganzheit. Die Analyse der Plangrafik führt auch vergleichend zu Beobachtungen eines Wandels, was sich auch auf das Gelände selbst auswirkt. Ausgehend von tabellarischen Darstellungen führt der Weg der stets zeichnerischen Entwürfe bei Kienast über Filzstift zu Tusche, zum Bleistift und Buntstift und schließlich zur modernen Technik von Collage und Software. Somit wandelt sich auch das Vokabular der Landschaftsdarstellung.

Ein Schlüssel zur eigenständigen geistigen Entwicklung der Persönlichkeit und des Werkes von Kienast liegt in der Spannung zwischen der Intention der ideologisch motivierten Kasseler Schule und am Drang zu einer künstlerischen Freiheit, was einfühlsam analysierend herausgearbeitet wird. Sein Lehrer und Doktorvater Karl H. Hüllbusch und mit ihm seine Anhänger (u. a. Reto Mehli und die links gerichtete Studentenbewegung seiner Zeit in Kassel) vertraten eine sozial engagierte, gesellschaftskritische „streitbare Planungskultur im engeren Sinne der Freiflächenplanung“, eine öffentliche Nutzbarkeit und soziale Relevanz, eine ökologische Planung aus dem Alltagsleben der Bewohner heraus, parallel zur Naturgartenbewegung in der Schweiz. Als primär Pflanzensoziologe und Vertreter spontaner Vegetationsgesellschaften kam dies Kienast durchaus entgegen, aber er wollte weit mehr, „mehr als grau“. Harter Kritik ausgesetzt, als „Förmchen-Spieler“ einer Gestaltung „semiotisch überkodierter Räume“ in einem „Streben nach ästhetischer Vollendung“ geht er mit seiner Planungspraxis hinaus über die Ästhetik der Postmoderne hin zur Formkunst einer Ansprache im geistigen Sinne, im Geist der Moderne. Dabei wird von Freytag überzeugend herausgestellt: Kienast vollzieht keinen ihm vorgeworfenen Bruch, sein Werk verkörpert vielmehr die

Spannung der sich überlagernden Strömungen seiner Zeit. Kienasts anerkannte und bleibende Bedeutung liegt darin, dass er eine neue Ästhetik städtebaulicher Gestaltung mit Natur in der Stadt exemplarisch mit seinen Projekten entwickelte, wobei in den Pflanzen eine zeichenhaft und symbolische Bedeutung im Rahmen architektonischer Formgebungen zu lesen ist, verbunden mit dem hohen Anspruch und der Herausforderung, Landschaft (Freiflächen) in der Stadt lesbar zu machen, das heißt sinnhafte Qualitäten zu vergegenwärtigen und dann auch konkret zu lesen. Kienasts Art der Landschaftsarchitektur führt in ein Spannungsfeld zwischen Abstraktion und Präsenz und damit in eine zu empfindende abzulesende Vielfalt zu weckender Sinne.

Mit dem vorliegenden Band ist ein „Denkmal“ an den spannungsvollen und hier kritisch bewerteten Weg des Landschaftsarchitekten Dieter Kienast gesetzt, zugleich aber auch ein Meilenstein zum Verständnis und zur Anregung der vielseitigen und noch immer wirkungsvollen Entwicklung städtebaulichen Schaffens mit einem künstlerischen modernen Anspruch im Bereich öffentlicher Freiflächen unserer Städte.

Dietrich Denecke, Göttingen

GERRIT CONFURIUS, *Architektur und Geistesgeschichte. Der intellektuelle Ort der europäischen Baukunst, Bielefeld: Transcript Verlag 2017, 420 S., 34,99 €.*

Architektur ist etwas, an dem die meisten Menschen nichts ändern können oder wollen. Sie wird ihnen einfach vor die Nase gesetzt. Sie wachsen darin auf, sie arrangieren sich damit. Doch ist das auch gut so? Nach Alternativen gefragt, hätte der große Karl Valentin möglicherweise mit seinem berühmten Diktum geantwortet: „Mögen täten wir schon wollen, aber dürfen haben wir uns nicht getraut.“ Dieses schräge Zitat bringt die aktuellen Debatten um Sinn und Zweck des Bauens ganz gut auf den Punkt.

Nicht freilich für Gerrit Confurius. Denn eine solche Haltung bedrohe nicht nur den überzeitliche Wesenskern der Architektur, vielmehr werde auch die Demontage humanistischer Ideale betrieben. Er hält es eher mit Aristoteles, will also die baulich-poetische Reflexion dessen, „was sein kann“, und nicht allein die technische Abbildung dessen, „was ist“. Und deshalb hat er – ehemals Redakteur der ‚Bauwelt‘ und Chefredakteur von ‚Daidalos‘ – nun ein Buch voller Theorien vorgelegt, die von Architekten, Soziologen, Anthropologen, Romanautoren ersonnen wurden, und welche Beziehungen sie zueinander unterhalten.

Wann immer Experten heute über das Planen und Bauen diskutieren, werden vor allem die technischen und bezifferbaren Aspekte der Architektur ventiliert. Es geht um Fragen der Ökonomie, um Gesetze und Verordnungen. Es dreht sich um politische Verantwortung, um Verkehrs-, Wohn-, Handelsfragen oder solche des Bodenrechts. Und all das prägt und bestimmt das Bauen ja tatsächlich. Gleichwohl ist Architektur nichts, was aus Verordnungen und Strukturrastern erwächst. An dieser Einsicht lässt Confurius keinerlei Zweifel: „Architektur ist Inbegriff unserer Fähigkeit und Entschlossenheit, die Welt nach unseren Bedürfnissen zu gestalten. Und Architektur ist gleichzeitig Inbegriff all dessen, was uns nicht zur Verfügung steht, einschließlich dessen, wovon wir nicht einmal wissen, dass es uns nicht zur Verfügung steht, was über uns verfügt, weil wir es nicht anders kennen.“

Ihm ist Architektur ein facettenreiches Kaleidoskop, ein ganz eigener Mikrokosmos, ein gewaltiges Wurzelwerk an geistesgeschichtlichen Strömungen, gesellschaftlichen Ideen und kulturwissenschaftlichen Verzweigungen. Ihm geht es darum, die Baukunst in der intellektuellen Tradition Europas zu verorten. Zu übermäßiger Bescheidenheit neigt er dabei indes nicht: „Architektur kann uns zeigen, ob wir auf der richtigen Seite stehen oder nicht. Sie setzt Personen und Dinge in Nähe zueinander, stiftet Zusammenhang und fungiert auch als ein Mittel der Distanzierung. Wenn sich Naturwissenschaften und Technik ihres Ursprungs in der Ideali-

sierung der Empirie immer weniger bewusst sind und sie nur zur Methode streben, nach technischen Regeln Ergebnisse zu gewinnen, bleibt Architektur der Lebenswelt verhaftet.“

Tatsächlich ist es angezeigt, ja überfällig, das Bauen auch als materielles Substrat von Vorstellungen zu begreifen, wie die Welt beschaffen sein soll. Und dass diese Ideen ihren sozialen Kontext und ihre eigene Geschichte haben; dass die Ebenen miteinander interagieren. Zumal das Metier selbst durchaus als Teil des Problems gesehen werden kann. Die Indifferenz vieler Architekten gegenüber Gründen und Folgen gesellschaftlicher Großkrisen – der Finanzwirtschaft, des Klimawandels, der Flüchtlingsproblematik – ist ja offensichtlich. Übersetzte man sie in Bauaufgaben oder Projekte, dann resultieren daraus entweder sogenannte Signature Buildings – baukünstlerisch zu Marken überhöhte Solitäre wie das Guggenheim-Museum in Bilbao – oder aber eine große Masse stumm und bieder wirkender Hausmannskost.

Man kann sich des Verdachtes nicht erwehren, dass hinter beidem eine grassierende Anspruchslosigkeit des Gebauten in Bezug auf irgendeinen ideellen Gehalt steht. Architektur als Ausdruck eines prinzipiellen Einverständnisses mit den Verhältnissen? Und das Leben selbst nicht mehr als rein ökonomische Funktions-zusammenhänge?

Dagegen stemmt sich Confurius mit aller Kraft. Interessanterweise ist es so überheblich wie gewinnbringend, wenn er davon ausgeht, dass viele Menschheitsprobleme lösbarer wären, begriffe man sie als Frage der architektonischen Gestaltung. „Dass man der Architektur diese Wunderwirkung zutraut, mag darin begründet sein, dass Architektur nicht nur Dinge und Personen im Raum verteilt und deren Erreichbarkeit sichert, auch dem Menschen nicht nur zum Überleben und zur Selbsterhaltung dient, sondern auch Lebensentwurf ist, Entwurf guten, richtigen Lebens. Wenn die Architektur eine Antwort gibt, dann könnte die Frage lauten: wie der Mensch es bewerkstelligt, sich in der Welt heimisch zu fühlen, wie er dafür zu sorgen weiß,

in der Welt zuhause zu sein, sie zu bewohnen, sich in der Welt seiner Objektivationen wiederzufinden.“ Der Publizist skizziert hier eine Art Geistesgeschichte des Bauens. Dabei scheren ihn die Grenzen der akademischen Disziplinen herzlich wenig. Das Material, das er knetet und formt, besteht weniger aus Gebauten, mehr aus Gedachtem. Und kreist dabei um Begriffspaare wie Orte und Grenzen, Technik und Bastelei, Funktion und Ornament, Mitte und Peripherie. Wenn gleich sein Buch kaum auf eine breite Leserschaft zielt, stellt es eben wegen seiner breiten theoretischen Fundierung eine Bereicherung dar.

Recht vollmundig wird heute vielerorts vom „guten Leben“ gesprochen. Würde man aber in beliebigen Architekturzeitschriften nach diesem Sinnbegriff suchen, müsste man feststellen, dass dieser dort nicht (mehr) zu finden sind. Vielmehr häufen sich darin zahlreiche, dem Zeitgeist geschuldete Deformationen eines solchen Begriffs, wie etwa „Wellness“. Offenbar zwingen aktuelle gesellschaftliche Entwicklungen die Architektur in eine ganz bestimmte Richtung. In einer marktförmigen Gesellschaft, in der – selbst in der Sphäre der Kultur – „der Kunde König ist“, zielen alle baulich-räumlichen Strategien auf Komplexitätsreduktion: Sei es durch Konzentration auf den ‚Star‘, von dem man Qualität erwarten darf, sei es durch eine Orientierung am Gewohnten, die zumindest enttäuschungsmindernd wirkt.

Was es also braucht, ist eine Art operative Intellektualität, die sich architektonischer Mittel bedient, um gesellschaftliche Zukunftsentwürfe experimentell zu erproben. Gerrit Confrurius will dem eine solide Plattform bauen. Man darf die Lektüre seines Werkes, frei nach Kant, als eine Form des Lernens bezeichnen: wie sich das Eigene zum Allgemeinen verhält. Denn darum geht es in der Architektur. Ein Haus steht nie allein für sich, immer ist es auf einen Sensus communis angewiesen. Wenn es gefallen soll, muss es sich verhalten: zur Landschaft, in der es steht, zu den Häusern der Nachbarschaft, zu den Besonderheiten des Ortes.

Bonn/Berlin, Robert Kaltenbrunner

KATIA FREY/ELIANA PEROTTI,
Theoretikerinnen des Städtebaus. Texte und Projekte für die Stadt, Berlin: Dietrich Reimer Verlag 2015, 42 sw-Abb., 352 S., 49,-€

Es ist schon ein Trauerspiel. Die Hälfte der Stadtplanungsstudierenden, die heute vor uns Lehrenden sitzt, ist weiblich. Und wenn wir klassische Texte zum Städtebau lesen, dann sind diese fast alle von Männern. Man muss schon weit ins Ausland schauen, um dann auf die unvermeidliche Jane Jacobs zu stoßen. Diese war aber selbst keine Planerin, sondern Journalistin. Theoretikerinnen im Bereich Stadtplanung, noch dazu deutschsprachige, Fehlanzeige. It's a men's world. Und keine Wissenschaftlerin, die auf sich hält, will sich das ungeliebte Gender-Mäntelchen anziehen, um gehört zu werden. Keine? Nun, an der ETH Zürich scheint es einen kleinen feinen Fachbereich mit zwei unerschrockenen Kunstgeschichtlerinnen zu geben, denen das gleichgültig war. In akribischer Kleinarbeit suchten Katia Frey und Eliana Perotti und ihre Autorinnen (und auch ein Autor!) theoretische Texte zum Städtebau zusammen, die von Frauen in Österreich, Deutschland, der Schweiz, den USA und der Sowjetunion verfasst wurden. Der Band „Theoretikerinnen des Städtebaus“ versammelt so Originaltexte von Frauen, die im Bereich Städtebau, Wohnungswesen, Stadterneuerung und Quartiersentwicklung gearbeitet und publiziert haben. Von der amerikanischen *cooperative housekeeping* Bewegung (Beitrag Susanne Businger) über Wohnreformen in Deutschland (Beitrag Ulla Terlingen) und den USA (Beitrag Gaia Caramellino), bis hin zu sowjetischer Parkplanung (Beitrag Christiane Post), englischer Regionalplanung und österreichischem (Beitrag Iris Meder und Ulrike Krippner) und schweizerischem Städtebau (Beitrag Inge Beckel) wurde die Epoche des späten 19. Jahrhunderts bis etwa zum Zweiten Weltkrieg auf Beiträge von Frauen hin gescannt.

Dass dabei notgedrungen irgendwie ein thematischer Gemischtwarenladen herauskommt,

der dann eben auch die erste Dissertation einer deutschen Architektin (Marie Frommer; Beitrag Arne Sildatke) und das Wirken der Drehbuchautorin des Films *Metropolis* (Thea von Harbous; Beitrag Katia Frey und Eliana Perotti) umfasst, ist nicht etwa einer unsoliden Forschungskonzeption, sondern leider der geringen Anzahl an untersuchbaren Protagonistinnen in dieser Epoche geschuldet. Denn man muss sich vor Augen halten, dass Frauen in den deutschen Ländern erst 1909 das Recht eingeräumt wurde, eine technische Hochschule zu besuchen (die allseits bekannte österreichische Architektin Margarete Schütte-Lihotzky, die in diesem Band nicht dokumentiert wird, schloss ihr Studium 1919 ab und war damit lange allein auf weiter Flur). Zudem konnten sich anfangs nur Töchter aus großbürgerlichen oder adligen Familien ein Studium leisten. Man muss deshalb diesen Band als Sammlung von kommentierten und teilweise erstmalig übersetzten Exzerpten aus Originalquellen verstehen. Ihr muss wahrlich eine bedeutende Archivarbeit zugrunde liegen, denn die Marginalisierung von Frauen in Architektur und Städtebau kommt auch darin zum Ausdruck, dass sie gezwungen waren, jenseits der „für theoretische Abhandlungen tradierten Formate“ zu publizieren: in Zeitschriften, Haushalts- und Reisemagazinen, Vereinsorganen oder im Selbstverlag.

Dennoch ist man beim Lesen der Texte geneigt, einen inneren Zusammenhang, einen übergeordneten Rahmen zu ergründen, der den Band zusammen hält. Dass alle Textverfassenden Frauen waren, reicht das aus? Die immer wieder deutlich werdende Fokussierung der Theoretikerinnen auf „Frauenthemen“ wie Haushaltsorganisation und Wohnungsgrundriss, Interieurs, Bildung, Kultur, Armenfürsorge und Ausgestaltung von Naherholungsräumen scheint zwar einerseits ihren lebensweltlichen Erfahrungen zu entsprechen, ist aber eben gleichzeitig auch das Ergebnis unfreiwilliger Beschränkungen, die ihrem beruflichen Wirken in einem männerdominierten Feld zu dieser Zeit auferlegt waren. So konnten weder die deutsche Marie



Frommer nach ihrer Dissertation über die Stadtentwicklung am Flusslauf noch die im Band beschriebenen österreichischen Frauen, die an der Technischen Hochschule Wien promovierten und dort als wissenschaftliche Assistentinnen wirkten, eine dauerhafte Wissenschaftskarriere verfolgen. Einzig die britische Stadtplanerin Jacqueline Tyrwhitt (Beitrag von Ellen Shoshkes) konnte sich eine international vernetzte Universitätskarriere erarbeiten, die in einer Assistenzprofessur in Harvard gipfelte. Obgleich sie sehr eigenständige und spannende Modelle der Großstadtentwicklung vorlegte, war auch sie gezwungen, sich im Umfeld der CIAM-Tagungen mit einer Hintergrundrolle als Vermittlerin zu begnügen.

Spannend ist es, in diesem Sammelband einzelne Ideen für utopische Stadtentwürfe von Frauen ausfindig zu machen, die selbst in der heutigen europäischen und amerikanischen Stadt immer noch einer Verwirklichung harren und z.B. die Zentralisierung von Kinderbetreuung und Hauswirtschaft betreffen. Viele Großstadtmütter wären heute jedenfalls einem Kinderspielhof direkt hinter der Wohnung und der Installation eines unterirdischen Aufzugs, der regelmäßig saubere Wäsche und ein warmes Abendessen anliefern (Ideen der Amerikanerin Melusina Fay Peirce von 1869), nicht abgeneigt. Mehr solcher konkret mit Bebilderungen hinterlegter Planungsideen hätten das Buch unterhaltsamer gemacht, wie auch etwas mehr biographische Hintergründe zu den Lebensumständen der Textverfassenden und eine ausführlichere Einordnung in den geschichtlichen

und lokalen Kontext. Dennoch ist insgesamt eine Textsammlung gelungen, aus der man als Lehrender im Bereich Städtebau gut schöpfen kann, wenn man den Stimmen und der Perspektive von Frauen bei der Lektüre von Theorietexten mehr Gewicht verleihen möchte.

Was aussteht, ist der Anschluss an die heutige Situation von Planerinnen bzw. Theoretikerinnen. Auf welchen Feldern taten sie sich seit dem Zweiten Weltkrieg hervor, welche thematischen Verlagerungen sind zu beobachten? Und steht Ihnen heute wirklich jede Karrieremöglichkeit offen? Man kann gespannt sein auf Band 2 – er kann nur dicker werden!

Stuttgart, Karoline Brombach

EVELIEN TIMPENER, *Diplomatische Strategien der Reichsstadt Augsburg. Eine Studie zur Bewältigung regionaler Konflikte im 15. Jahrhundert* (= *Veröff. des Instituts für vergleichende Städtegeschichte in Münster, Reihe A: Darstellungen, Bd. 95*), Köln: Böhlau 2017, 1 s/w-Abb, 245 S, 35,- €.

Die vorliegende Arbeit wurde 2014 an der Universität Kassel als Dissertation abgeschlossen. Die Verfasserin will das Boten- und Gesandtschaftssystem der Stadt Augsburg in Hinsicht auf die Bewältigung von Konflikten mit dem Bischof und Adligen in der Region untersuchen. Auf der Grundlage von sechs ausgewählten Konfliktfällen wird nach der Praxis der Stadt gefragt und diese in Hinsicht auf Bündnispartner der Stadt, die Strategie des Stadtrats und die verschiedenen Gerichtsbarkeiten betrachtet. Die Augsburger Diplomatie beruhte aber keineswegs immer auf einer einhelligen Ansicht der Stadt, da im Stadtrat nicht immer ein consensus bestanden hat.

Die Arbeit legt ihren Schwerpunkt auf die Untersuchung der diplomatischen Strategien der Stadt und damit auf die Analyse der zu Tage tretenden gemeinsamen Ratspolitik. Sie geht dabei

von drei Thesen aus: 1. die städtische Diplomatie wurde gezielt zur Bewältigung regionaler Konflikte eingesetzt; 2. trotz der Verrechtlichung der Diplomatie im 15. Jahrhundert spielten die verschiedenen Formen der außergerichtlichen Streitschlichtung eine überragende Rolle; 3. die städtische Diplomatie konnte ihre größte Wirkung abseits der politischen Öffentlichkeit entwickeln. Die Diplomatie der Städte wird in der mediävistischen Forschung erst in jüngerer Zeit mehr beachtet. Der Forschungsstand ist ein beachtlicher Überblick über die Entwicklung der städtischen Diplomatie.

Im zweiten Kapitel wird die Stadt zwischen Bistum und Herzogtum Bayern gezeigt, wobei der Weg der Bischofsstadt zur Reichsstadt nachgezeichnet wird. Die Reichsstadt wird aber auch als Teil der Reichslandvogtei Schwaben betrachtet, wobei die bedeutendsten Konfliktfälle der Stadt im Laufe des 15. Jahrhunderts betrachtet werden. Es handelte sich dabei um den Bischofsstreit (1413-1424) mit der Handelssperre (1416-1419), den Rechtsstreit der Stadt mit Bischof Peter von Schaumberg (1451-1456), die Beteiligung der Stadt am Reichskrieg gegen Herzog Ludwig von Bayern-Landshut (1461-1463), die Konflikte um die Lechverbauungen (1467-1469) und den Streit um das Domkapitelstatut (1482/1483-1491). Das dritte Kapitel widmet sich der Korrespondenz, der Nachrichtenübermittlung und dem Gesandtschaftswesen der Stadt. Nach der Betrachtung der Organisation der Korrespondenz von Rat, Kanzlei und Stadtschreiber werden die Missivbücher der Stadt näher beschrieben und statistisch ausgewertet, um zuletzt nach den Handlungsträgern, den Dokumenten und der Kommunikation in der städtischen Diplomatie zu fragen und die Entwicklung der schriftlichen und mündlichen Übermittlung aufzuzeigen.

Im folgenden Kapitel werden die städtischen Strategien und die Maßnahmen im Konfliktfall betrachtet. Neben dem Werben um politische Unterstützung werden die verschiedenen Strategien bis hin zu militärischen Maßnahmen samt der Verortung der städtischen Diplomatie eingehend abgehandelt. Das fünfte Kapitel greift

die Fragen um Ehre und Ehrerweisung in ihren Einzelheiten auf, während das sechste und letzte Kapitel der Arbeit auf die Entwicklungstendenzen der Augsburger Diplomatie umfassend eingeht. Nach der zunehmenden Optimierung und Spezialisierung werden die Möglichkeiten und Grenzen der Augsburger Diplomatie im Zusammenhang mit den Konflikten der Stadt gegenüber geistlichen und weltlichen Herrschaftsträgern untersucht.

In den aufgezeigten Konfliktfällen hat die Stadt Augsburg jeweils diplomatische Schritte eingeleitet, die weit über den regionalen Bezug hinausgingen. Dabei wurde ein Raum von rund 150 km um die Stadt herum abgedeckt, wenn man die Reisen der Gesandten zum Königshof und an die Kurie in Rom außer Betracht lässt. Der Stadtrat musste sich dabei auf die Einschätzungen seiner Gesandten und Berater verlassen und ihnen für die jeweiligen Verhandlungen entsprechende Spielräume zur Verfügung stellen. Damit lag die zentrale Koordination im Bischofsstreit z. B. nicht in der Hand eines Bürgermeisters, sondern in der des zwischen Königshof, Rom und Augsburg hin und her reisenden Ratsdieners Jörg Ploß. Er war dabei als werbender Übermittler, wenn nicht sogar als Gesandter tätig. Doch darf bei dieser Stellung die im Hintergrund stehende verfassungsmäßige Organisation der städtischen Politik nicht aus dem Auge verloren werden. Die meisten Auseinandersetzungen haben sich in die Länge gezogen, weil häufig die Zuständigkeiten der jeweiligen Gerichte bestritten wurden.

In Augsburg haben sich die Gutachten zu den einzelnen Streitfällen nicht erhalten, doch konnten aus der Analyse der Klage- und Verteidigungsschriften in den Rechtsstreitigkeiten Einblicke in die städtischen Argumentationen und Verhandlungsstrategien gewonnen werden. Dabei war der Stadt ihre Stellung als Reichsstadt besonders wichtig. Obwohl sich die Konflikte im Spätmittelalter zunehmend verrechtlicht haben, haben die Beteiligten meist ein Einigungsverfahren einem Gerichtsurteil vorgezogen. Diese Einigungsverfahren sind in den einzelnen Konflikten



sehr unterschiedlich abgelaufen. Die Änderungen in der königlichen Rechtsprechung und in der Verwaltung führten im 15. Jahrhundert neben der Konzentration des Hofes auf Wien zu einem verstärkten Einsatz des Kammergerichts und der kaiserlichen Kommission. Die Gesandtschaften der Stadt benötigten damit mehr Zeit, um ihre Ziele zu erreichen, was die Stadt teilweise – so nach dem Reichskrieg gegen Bayern – finanziell überforderte und ihrer Politik damit Grenzen setzte. Die Stadt war teilweise bereit Beträge zwischen 2.000 und 7.000 Gulden aufzuwenden, wenn sie dadurch ihr Ziel erreichen konnte. Es ist der Stadt aber keineswegs gelungen, sich in allen Fällen mit ihren Forderungen durchzusetzen.

Die Arbeit bietet in Anhängen nach einer Auflistung der Missivbücher deren Auswertung in den Zeitperioden 1413-1417, 1443-1447 und 1476-1478 nach Art der Schreiben und der Entfernung der Empfänger. In einem weiteren Anhang wird eine Übersicht über die im Bischofsstreit tätigen Ratsherren gegeben. Der Band schließt mit einer Literaturliste und einem Personen- und Ortsregister. Die Untersuchung gibt einen guten Überblick über die Entwicklung der Diplomatie einer bedeutenden Reichsstadt im Zusammenhang mit regionalen Konflikten und deren Lösungen. Dabei ist die Arbeit für die Entwicklung der Reichsgeschichte ebenso wichtig wie für die der Stadt- und Landesgeschichte.

Immo Eberl, Ellwangen